This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LB5
N48
v.1

F 03990

Seminarbibliothek in Greiz.
Abtheilung: A
No. 415

NEUDRUCKE PÄDAGOGISCHER SCHRIFTEN.

HERAUSGEGEBEN VON ALBERT RICHTER.

I.

GESCHICHTE

MEINER SCHULEN

VON

FRIEDR. EBERH. VON ROCHOW.

Pädagogisches Kreiskabinett
Greiz

LEIPZIG.

VERLAG VON RICHARD RICHTER.

1890.

Einleitung.

Der Verfasser der hier in einem Neudrucke erscheinenden Schrift war einer der edelsten Menschen, und in der Geschichte der deutschen Volksschule verdient sein Name als der eines Bahnbrechers in gesegnetstem Andenken erhalten zu werden.

Friedrich Eberhard von Rochow, Erb- und Gerichtsherr der südlich von Brandenburg liegenden Güter Reckan, Krahne, Gettin, Messdung etc., war geboren am 11. Oktober 1734 zu Berlin. Er war der einzig Überlebende von vierzehn Kindern des preussischen Staatsministers Friedrich Wilhelm von Rochow. Die Mutter, eine geborene von Görne, war eine liebenswürdige und sehr gebildete Frau, deren Weisheitssprüche, wie: „Was nicht so nötig ist, wie's Feuer, das ist für einen Dreier zu teuer“ und ähnliche, der Sohn noch in späteren Jahren oft im Munde führte. Namentlich ging von der Mutter auch ein kräftiger religiöser Sinn auf den Sohn über.

Nachdem der Knabe anfangs durch Hauslehrer unterrichtet worden war, ward er von seinem zehnten Jahre ab der Ritterakademie zu Brandenburg zur Erziehung anvertraut. Im Jahre 1750 betrat er die militärische Laufbahn, ward Reiteroffizier und nahm als solcher an dem siebenjährigen Kriege teil. In der Schlacht bei Lowositz nahm er den österreichischen General Fürst von Lobkowitz gefangen, ward dabei aber durch den linken Arm geschossen, so dass er zur Heilung seiner Wunde nach Leipzig zurückgebracht wurde. Hier lernte er Gellert kennen, mit dem er einen Freundschaftsbund

schloss, der zu einem langjährigen Briefwechsel führte. Die mit der Überschrift: „An Herrn von R.“ versehenen Briefe in Gellerts „Sämtlichen Schriften“ sind an Eberhard von Rochow gerichtet.

Nach der Heilung seiner Wunde rückte Rochow wieder ins Feld. Er nahm an der Schlacht bei Prag teil, hatte aber das Unglück, bald darauf in einem Zweikampfe an der rechten Hand derart verwundet zu werden, dass er die militärische Laufbahn ganz aufgeben musste. Im April 1758 mit ehrenvollem Abschiede entlassen, kehrte er in die Heimat zurück, wo er sich vorzugsweise der Landwirtschaft und wissenschaftlichen Studien widmete. Am 4. Januar 1759 verheiratete er sich mit Christiana Luise von Bose, einer Freundin Gellerts. Die sechsundvierzigjährige Ehe blieb kinderlos. Dafür hat Rochow zahllosen fremden Kindern durch sein gemeinnütziges Wirken reiche Wohlthaten erwiesen, und durch seine edle Gattin ist er dabei in werkthätigster Weise unterstützt worden. An den Kindern armer Bauern und Tagelöhner haben die Gatten gethan, was an eigenen Kindern zu thun ihnen nicht vergönnt war, und wenn Rochow Bücher für den Unterricht armer Landkinder verfasste oder mit dem Dorfschulmeister auf seinem Gute Reckan in katechetischen Übungen wetteiferte, so erteilte seine Gattin den Schulmädchen in Reckan Unterricht im Nähen und Stricken. Und ihre Lehrerfreundlichkeit bewies die den Gatten um drei Jahre überlebende Gattin, als sie in ihrem Testamente den Schulen zu Reckan, Krahne und Gettin ein Kapital von 3000 Thalern vermachte mit der Bestimmung, dass die Zinsen alljährlich an die Lehrer der drei Dörfer verteilt werden sollten.

Auf seinen Gütern führte Rochow allerhand Verbesserungen in der Landwirtschaft ein, und auch seine Untergebenen suchte er dafür zu gewinnen. Daneben richtete er für die Armen auf seinen Gütern eine Krankenkasse ein, überwies Tagelöhnern und Witwen Stücke seines Brachlandes zum Kartoffel-, Rüben-, Linsen- und

Leinbau, und hatte für diese und ähnliche Bestrebungen die Freude, dass auch in den schwersten Zeiten in seinen Gemeinden kein Bettler gefunden wurde. Sein Grundsatz war: „Der Edelmann muss seine Jahreseinnahmen nicht in vier, sondern in fünf Quartale teilen und das fünfte Quartal zu Ausgaben bestimmen, die er seines Standes wegen zu machen hat, d. h. nicht für Pferde und Hunde, eine gute Tafel und sonstigen unnützen Luxus, sondern für Arme und Unglückliche, für Notleidende und Hilfesuchende".

Vor allem aber ging Rochows Streben dahin, die Unwissenheit und den Aberglauben des Landvolkes zu bekämpfen, durch die seine wohlgemeintesten Bestrebungen oft gehindert wurden. Wie er in den Teuerungsjahren 1771 und 1772 für seine Leute sorgte und wie er dabei auf den Gedanken kam, an der Verbesserung der Dorfschulen den Hebel für die von ihm beabsichtigte Hebung des Wohlstandes seiner Untergebenen einzusetzen, das hat er in der vorliegenden Schrift, in der „Geschichte seiner Schulen" selbst erzählt. Mit der im Jahre 1772 erfolgten Abfassung des „Versuchs eines Schulbuches für Kinder der Landleute" begann jene Thätigkeit, die Rochow zum Pestalozzi der Mark und sein Reckan zum Ifferten der Mark gemacht hat. Auf den Titeln späterer Auflagen wird jenes Buch durch einen Nebentitel sehr richtig als das bezeichnet, was es in der That war, als ein „Unterricht für Lehrer in niederen und Landschulen".

Der Inhalt des Buches ist sehr geeignet, tiefer in die Bestrebungen und in das Wirken Rochows einzuführen, als es die sehr bescheidene Darstellung thut, die Rochow in der „Geschichte seiner Schulen" selbst gegeben hat, und es möge deshalb hier etwas ausführlicher auf denselben eingegangen werden.

Im Vorworte entwirft Rochow ein düsteres Bild von der ihn umgebenden Landbevölkerung, deren Seele man nicht bilde und die nicht im stande sei, selbst über

)ss, der zu einem langjährigen Briefwechsel führte. mit der Überschrift: „An Herrn von R.“ versehenen fe in Gellerts „Sämtlichen Schriften“ sind an Eber- von Rochow gerichtet.

Nach der Heilung seiner Wunde rückte Rochow ler ins Feld. Er nahm an der Schlacht bei Prag hatte aber das Unglück, bald darauf in einem Zwei- pfe an der rechten Hand derart verwundet zu wer- dass er die militärische Laufbahn ganz aufgeben ste. Im April 1758 mit ehrenvollem Abschiede ent- n, kehrte er in die Heimat zurück, wo er sich vor- weise der Landwirtschaft und wissenschaftlichen Stu- widmete. Am 4. Januar 1759 verheiratete er sich Christiana Luise von Bose, einer Freundin Gellerts. sechsundvierzigjährige Ehe blieb kinderlos. Dafür Rochow zahllosen fremden Kindern durch sein ge- nützliges Wirken reiche Wohlthaten erwiesen, und h seine edle Gattin ist er dabei in werkthätigster Weise rstützt worden. An den Kindern armer Bauern und löhner haben die Gatten gethan, was an eigenen lern zu thun ihnen nicht vergönnt war, und wenn low Bücher für den Unterricht armer Landkinder sste oder mit dem Dorfschulmeister auf seinem Gute an in katechetischen Übungen wetteiferte, so erteilte Gattin den Schulmädchen in Reckan Unterricht im n und Stricken. Und ihre Lehrerfreundlichkeit be- die den Gatten um drei Jahre überlebende Gattin, ie in ihrem Testamente den Schulen zu Reckan, me und Gettin ein Kapital von 3000 Thalern ver- te mit der Bestimmung, dass die Zinsen alljährlich ie Lehrer der drei Dörfer verteilt werden sollten.

Auf seinen Gütern führte Rochow allerhand Ver- rungen in der Landwirtschaft ein, und auch seine rgebenen suchte er dafür zu gewinnen. Daneben ete er für die Armen auf seinen Gütern eine Kranken- ein, überwies Tagelöhnern und Witwen Stücke s Brachlandes zum Kartoffel-, Rüben-, Linsen- und

Leinbau, und hatte für diese und ähnliche Bestrebungen die Freude, dass auch in den schwersten Zeiten in seinen Gemeinden kein Bettler gefunden wurde. Sein Grundsatz war: „Der Edelmann muss seine Jahreseinnahmen nicht in vier, sondern in fünf Quartale teilen und das fünfte Quartal zu Ausgaben bestimmen, die er seines Standes wegen zu machen hat, d. h. nicht für Pferde und Hunde, eine gute Tafel und sonstigen unnützen Luxus, sondern für Arme und Unglückliche, für Notleidende und Hilfesuchende".

Vor allem aber ging Rochows Streben dahin, die Unwissenheit und den Aberglauben des Landvolkes zu bekämpfen, durch die seine wohlgemeintesten Bestrebungen oft gehindert wurden. Wie er in den Teuerungsjahren 1771 und 1772 für seine Leute sorgte und wie er dabei auf den Gedanken kam, an der Verbesserung der Dorfschulen den Hebel für die von ihm beabsichtigte Hebung des Wohlstandes seiner Untergebenen einzusetzen, das hat er in der vorliegenden Schrift, in der „Geschichte seiner Schulen" selbst erzählt. Mit der im Jahre 1772 erfolgten Abfassung des „Versuchs eines Schulbuches für Kinder der Landleute" begann jene Thätigkeit, die Rochow zum Pestalozzi der Mark und sein Reckan zum Ifferten der Mark gemacht hat. Auf den Titeln späterer Auflagen wird jenes Buch durch einen Nebentitel sehr richtig als das bezeichnet, was es in der That war, als ein „Unterricht für Lehrer in niederen und Landschulen".

Der Inhalt des Buches ist sehr geeignet, tiefer in die Bestrebungen und in das Wirken Rochows einzuführen, als es die sehr bescheidene Darstellung thut, die Rochow in der „Geschichte seiner Schulen" selbst gegeben hat, und es möge deshalb hier etwas ausführlicher auf denselben eingegangen werden.

Im Vorworte entwirft Rochow ein düsteres Bild von der ihn umgebenden Landbevölkerung, deren Seele man nicht bilde und die nicht im stande sei, selbst über

ihre Urteile und Handlungen zu richten. Auf die Frage aber, wer ihn berufen habe, sich zum Lehrer des Volkes aufzuwerfen, antwortet er: „Ich lebe unter Landleuten und mich jammert des Volkes.“

Über den Unterricht, den die Kinder der Landleute genossen, sagt Rochow in derselben Vorrede: „Ausser dem Katechismus und der Heilsordnung fand ich kein Schulbuch für den Landmann; und ausser dem wörtlichen Inhalt dieser höchstens bloss auswendig gelernten, aber nicht verstandenen Bücher keine Wissenschaft, die man dessen Kinder lehrte. Ich denke doch nicht, dass man die Seele eines Bauernkindes für ein Ding von anderer Gattung hält, als die Seele der Kinder höherer Stände. Aber dann ist mirs unerklärbar, wie nach der herrschenden Lehrart aus diesen Leuten verständige Menschen und gar Christen gebildet werden sollen. Sie verstehen ja, wie es die Erfahrung lehrt, nicht einmal alle diese Worte des Katechismus und sollen doch den Sinn fassen und durch ihr ganzes Leben wider die ausschweifende Sinnlichkeit wirksam und thätig werden lassen. Da ich also nichts fand, was unmittelbar für den gemeinen Mann und seine Kinder mir zweckdienlich schien, so wagte ich diesen Versuch.“

Im weiteren Verlaufe dieser Vorrede wendet sich Rochow gegen einen Einwand, der von ihm selbst der wichtigste genannt wird, gegen den Einwand: „Aber ist es denn der Einrichtung des Staates nicht nützlich, wenn der Bauer dumm bleibt, nicht schädlich, wenn er klug und verständig wird?“ Er antwortet darauf: „Klug und verständig werden heisst bei mir nicht arglistig, treulos, rebellisch, um der eingebildeten höhern und bessern Einsicht wegen widersprechend, neuerungssüchtig und seines Berufes überdrüssig werden; sondern ich nenne nur denjenigen klug, der die Pflichten seines Standes kennt, die Vorteile desselben zu nutzen weiss und selbst aus dem Übel das damit vermischte Gute herauszufinden versteht; oder, wenn diese kürzere Erklärung besser gefällt, der

in jedem Stande sich so verhält, dass ihm seine Lebensart kein Hindernis zur Vollkommenheit wird. Nach dieser Erklärung wird wohl die rechte Klugheit dem Landmanne nicht im Wege sein, ein geschickter Bauer, ein fleissiger Arbeiter, ein treuer Dienstbote, ein tüchtiger und gehorsamer Soldat etc. zu werden. Was schadet also der Unterricht in der wahren Klugheit dem Staate? Sollte nicht vielmehr jeder Staat unsäglich grosse Vorteile davon haben?"

Um nun die Landleute in dieser Art klug zu machen, wendet sich Rochow mit seinem Buche an die Lehrer, weil bei diesen „das Lesenkönnen und das Verstehen des Gelesenen eher zu vermuten". Er will verfahren, wie man mit kranken Säuglingen verfährt, wenn man deren Ammen Arzneimittel verordnet. „Ich habe", sagt er, „den Schullehrern auf dem Lande und in niedrigen Schulen einige Aussichten in das Reich nützlicher Wahrheiten eröffnen und ihnen eine nach meiner Ansicht gute Methode zeigen wollen; aber auch diese nur im ganzen. Wenn es zur Anwendung kommt, so müssen sie noch immer selbst denken und erfinden".

Ehe wir diese Methode selbst näher betrachten, wollen wir noch die am Schlusse der Vorrede von Rochow aufgestellten fünf Forderungen mitteilen, in denen er zeigen will, was und wie in betreff der Schulen verbessert werden müsse. Es heisst da:

§ 1. „Mit Handwerkern und unwissenden Bedienten muss keine Land- und niedere Schule mehr besetzt werden; sondern, wo möglich, fürs erste mit Kandidaten der Theologie, und aus ihnen würden etwa die Landprediger hergenommen. Der Nutzen dieser wünschenswerten Einrichtung fällt zu sehr in die Augen, als dass ich es nötig hätte, weitläufig zu entwickeln. Sollte dieses aber nicht angehen, doch mit geschickten und fleissigen jungen Leuten, die gute Schulstudia haben und die in Ermangelung eigener Seminarien etwa der einsichtsvollere Prediger mit dieser Lehrart vertraut gemacht hat.

§ 2. Sie müssten alle wenigstens über einhundert Reichsthaler bares Geld an fixem Gehalte nebst dem Kantortitel haben, ohne die übrigen Vorteile, als Feuerung, Wohnung, Garten etc., damit sie sich gern und ganz dem Schuldienste weihen könnten. Dafür aber würden alle Kinder der Gemeinde unentgeltlich in der Schule unterwiesen. Könnte ein Schullehrer zugleich der Küster in seinem Orte sein, so würde ausser dem kleinen Vorteile, der dadurch jedem Schullehrer erwüchse, noch der Nutzen erlangt, dass der Küster in matre, der zugleich Schulmeister ist, nicht so oft wegen sogenannter Amtsverrichtungen auf andern eingepfarrten Orten seine Schule versäumen müsste.

§ 3. Es müssten Klassen sein, wenigstens zwei. Die Schulzeit währte, zur Erhaltung der Gesundheit des Lehrers, nur etwa höchstens sechs Stunden und die Lektionen teilten sich nach ihrer Nützlichkeit in diese Zeit, davon etwa vier Stunden des Vormittags und zwei des Nachmittags fielen.

§ 4. Die Schulgebäude müssten Vorzüge vor den übrigen haben; die Stuben hell und mit nützlichen und zweckmässigen Bildern oder Sachen und Modellen geziert sein.

§ 5. Wenn mit dem Lesen und Schreiben das erste Hauptstück*) verbunden, auch nichts anderes gelesen und geschrieben würde, als fassliche und gemeinnützige Wahrheiten, leichte Geschichten, Gedenksprüche, Lieder etc., so erreichte man zwei wichtige Endzwecke auf einmal und erleichterte der übrigen Lehre den Eingang".

Was Rochow hier als Material für das Lesen forderte, bot er sehr bald selbst in seinem berühmt gewordenen Kinderfreunde. Für die wichtigsten jener fünf Paragraphen aber erklärte Rochow selbst den zweiten

*) Rochow meint das erste Hauptstück seines Schulbuches, das überschrieben ist: „Aufmerksamkeit und Wissbegierde" und von dem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird.

und vierten. Er schliesst sein Vorwort mit den Worten: „Ihr grossen und vermögenden Herren der Erde, möchtet ihr doch nichts gegen den zweiten und vierten Paragraphen einwenden! Hierauf kommt alles an. Und welche Ausgabe wäre edler oder würde reichere Zinsen tragen? Wo sehr arme Herrschaften sind, müssten Kirchenkassen, ja selbst die Unterthanen (wenn sie dazu das Vermögen haben) zusammenschiessen. Sonst aber schliesse sich keiner aus, hier zuzulegen. Sind wir denn bloss geboren, die Früchte der Erde zu verzehren? Sind wir nicht Haushalter Gottes? Sollen wir nicht sein Reich, welches das Reich der Wahrheit und Erkenntnis ist, vermehren und das Reich der Finsternis, das ist, der Unwissenheit und des daraus entspringenden Irrtums und Aberglaubens, so viel an uns ist, zerstören helfen? Gewiss, Gott würde solchen Anstalten und Einrichtungen seinen gnädigen Segen nicht entziehen."

Rochows oberster Unterrichtsgrundsatz war: „Nur das Verstehen dessen, was gelehrt wird, macht den Unterricht nützlich." Und in einer Anmerkung zum elften Hauptstück seines Schulbuches, in dem er Anweisung zum Rechnen „als zu einer Übung des Verstandes" geben will, sagt er bei Gelegenheit der Erörterungen über den verschiedenen Wert der Ziffern je nach der Ordnung, in der sie stehen: „So tiefsinnig und daher überflüssig manchen diese Regeln auch scheinen möchten, so sehr erleichtern sie doch, wenn sie recht durchgedacht sind, die Lehre der ganzen Zahlenkunst und deren künftige Übung. Denn man vergisst dasjenige nie so leicht, was man gründlich oder nach Regeln begriffen oder gelernt hat."

Auf die Übung des Verstandes, auf das Begreifen des Gelernten zielen denn auch alle Hauptstücke seines Schulbuches ab. Wir glauben ihm gern, dass ihm die Abfassung derselben nicht leicht geworden, da er Vorgänger eigentlich nicht hatte. Er sagt selbst: „Wie man die abstraktesten Begriffe, wenn ihre Wichtigkeit sie nötig

macht, durch sinnliche Gleichnisse und Behandlung in die Gemüter der Jugend bringen könne, habe ich in einigen Hauptstücken versucht. Diese Versuche sind nicht leicht; denn sie sind ungewöhnlich und man findet kaum einige Muster."

Dienen wollte Rochow mit solchen Verstandesübungen namentlich dem Religionsunterrichte, denn er spricht von ihnen als von solchen, „ohne welche der Unterricht in der Religion nicht in dem Grade gelingen kann, als es zu wünschen wäre und als er gelingen würde, wenn nicht bloss das Gedächtnis geübt, sondern wirklich für das Verständigwerden (Eph. 5, 17) gesorgt und jede Neigung auf das Gute gelenkt wird."

Ganz in Übereinstimmung mit seinem obersten Grundsatze des Unterrichts findet sich Rochow auch bei seinen Forderungen für den ersten Unterricht, den das Kind in der Schule geniesst. Rochow schreibt nämlich: „Der erste Unterricht für Kinder überhaupt, und also auch für Kinder der Landleute, sei so sinnlich und angenehm als nur möglich. Der Lehrer fange nicht sogleich und allein mit dem Bücherunterricht an, sondern er unterhalte das Kind durch leichte, seinen Fähigkeiten angemessene Gespräche über allerlei ihm bekannte und auf die Sinne einwirkende Gegenstände. Er erwecke und übe zu allererst die Aufmerksamkeit der Kinder, lehre sie ihre Sinne ordentlich gebrauchen, recht sehen und hören, vieles anschauen und darauf merken, das Gesehene nnd Gehörte richtig angeben; er verbessere gleich anfangs ihre Sprache und beschäftige ihr Nachdenken und ihre Wissbegierde, ohne sie zu überhäufen, durch Mitteilung so vieler Sachkenntnisse, als für ihr gegenwärtiges Alter und Fassungsvermögen gehören".

Näheres über diesen ersten Unterricht erfahren wir aus dem ersten Hauptstücke des Schulbuches. Es wird da unter der Überschrift: „Aufmerksamkeit und Wissbegierde" zunächst eine Geschichte erzählt von einem bösen Buben, der weder lernen noch folgen wollte.

Eltern und Lehrer mussten über ihn seufzen. Es ward auch nichts Gutes aus ihm, er ward zuletzt zum Mörder und auf das Rad geflochten. Daneben wird eine andere Geschichte gestellt von einem Knaben, der fleissig und gehorsam war, ein treuer Dienstbote wurde und es schliesslich zu einem eigenen Gütchen brachte.

Über diese Geschichten soll so lange gesprochen werden, „bis alles recht verstanden ist." Hierauf heisst es weiter: „Das erste, geliebte Kinder, was ihr lernen müsst, ist aufmerksam sein oder Achtung geben. Ihr müsst viele Dinge kennen lernen; aber ihr müsst auch die Dinge von einander unterscheiden lernen." Und nun beginnen die Übungen im Unterscheiden. Da sollen Unterschiede aufgesucht werden zwischen dem Ball und dem Kegel, mit denen das Kind spielt. Richtig sehen und richtig hören lernen, erklärt Rochow auch hier wieder für die Hauptsache.

Merkwürdig ist die Übereinstimmung Rochows mit Pestalozzi, wenn er wie dieser die Aufmerksamkeit zunächst auch an dem Körper des Kindes geübt wissen will. Er sagt: „Es ist nützlich, die Kinder hier mit ihrem Körper und vors erste mit dessen verschiedenen in die Augen fallenden Teilen und mit viel andern Dingen, als Erdarten, Steinen, Pflanzen, Tieren, Bäumen und Werken der menschlichen Kunst, ihren Geschlechtern und Arten und den äusserlichen und innerlichen Kennzeichen derselben bekannt zu machen. Ausser der Schule wird jedem Kinde aufgegeben, Bemerkungen zu machen, und an dem Bemerkten wird die Lehrart fortgesetzt."

Nachdem die Aufmerksamkeit an wirklichen Gegenständen hinlänglich geübt ist, will Rochow die Übungen an gemalten Gegenständen fortgesetzt wissen. Es wird zuerst das Bild eines Hahnes gezeigt und dasselbe mit einem lebendigen Hahne verglichen. Rochow macht dazu die Bemerkung: „Der Lehrer hilft den Kindern nach Möglichkeit auf die Unterscheidungszeichen des Bildes vom Abgebildeten. Es ist kaum glaublich, wie wichtig

die Lehre sei, dass Zeichen einer Sache nicht die Sache selbst sind! Diese recht gefasste Lehre verbreitet ein Licht über alle Teile der menschlichen Erkenntnis, besonders der Religion. Ich empfehle also dem Lehrer diese Lehre zum wiederholten Nachdenken und zur jedesmaligen Vorbereitung, wenn er sie vortragen will." Von der Darstellung des Hahnes durch bunte Farben kommt Rochow auf die Beschreibung durch Worte, die er ein „Bild für die Ohren" nennt und dann auf das Schreiben der Worte, die auch nur Bilder der Sachen sind.

Dann folgt eine Erzählung über den Nutzen des Schreiben- und Lesenkönnens. Ein armer Tagelöhner erhält eine schriftliche Anweisung zur Erhebung einer beträchtlichen Erbschaft, die ihm sein längst verschollener Bruder in Amsterdam hinterlassen hat. Er lässt sie sich von seinem Wirte, der lesen kann, abschwindeln, der aber dann von dem erschwindelten Gelde auch keinen Segen hat.

Am Schlusse des Hauptstückes werden Übungen im Aufsuchen von Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten der Dinge angestellt. Es werden verglichen Bänke, Fenster, Bücher. Diese Übung will Rochow lange getrieben wissen, „weil sie wichtig und doch lustig ist; z. B. Worin ist Hansens Mütze Fritzens Mütze ähnlich, worin unähnlich? Worin ein Blatt des Kirschbaums dem Blatt des Apfelbaums?" etc.

Im zweiten Hauptstücke handelt Rochow von „Ursache und Wirkung." Er empfiehlt dabei dem Lehrer, einen grossen Vorrat von Beispielen zu sammeln, aber nur ganz gemeine Dinge dazu zu nehmen, „bei denen keiner an der Verbindung zwischen der Ursache und ihrer Wirkung zweifle." Über die Wichtigkeit dieses Hauptstückes schreibt er im Vorbericht zur ersten Auflage: „Die Lehre von Ursache und Wirkung, Mittel und Endzweck etc. ist zum rechten Gebrauch der Vernunft unentbehrlich. Ohne sie lernt man schwerlich richtig denken, reden und handeln. Bei tausend Gelegenheiten

braucht ein Kind, von der Wahrheit unterrichtet zu sein, dass jede Wirkung ihre Ursache hat und umgekehrt: dass wer den Endzweck will, auch die Mittel sich gefallen lassen müsse. Man sagt: der Gehorsam richtet dasselbe aus. Ich aber kann dieser Meinung nicht beipflichten. Denn schon das Kind handelt sehr oft in solchen Umständen, die man nicht vorausgesehen und also keine Verhaltungsbefehle gegeben hat; und zuweilen sind solche Handlungen von Wichtigkeit. In manchen andern Umständen ist selbt der Gehorsam auch sicherer und wider die Versuchungen stärker, wenn Einsicht und Selbstliebe das Befohlene als gut, und das Verbotene als böse vorstellt. Endlich der blinde Gehorsam muss ja aufhören, aber die Vernunft bleibt."

Im dritten und vierten Hauptstück werden die Begriffe: „Grund, Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Irrtum, Glaube, Unglaube, Leichtgläubigkeit und Aberglaube" ebenfalls wieder durch „sinnlichc Gleichnisse und Behandlung," wie Rochow es ausdrückt, zum Teil durch Erzählungen erläutert.

Das fünfte Hauptstück: „Etwas von der menschlichen Seele" enthält eine kleine Seelenlehre mit der Erläuterung von Begriffen wie: Gedächtnis, Urteil, Wille etc.

Wichtig ist das sechste Hauptstück: „Von der Religion oder von dem Verhältnis, worin die Menschen mit Gott stehen." Es enthält zuerst: Allgemeine Erkenntnis von Gott oder von den Eigenschaften Gottes, dann: Besondere geoffenbarte oder biblische Erkenntnis von Gott, drittens: Kurzgefasster Inhalt der Bibel bis auf die Himmelfahrt Christi.

Schon in diesem Hauptstücke finden die Dogmen keinen Platz, noch weniger in dem folgenden, das „eine Tugendlehre nach der Bibel" enthält. An der Spitze desselben steht der Spruch Phil. 4, 8. 9: Was wahrhaftig ist, was ehrbar etc., dann werden, zum Teil an Volkssprüchen, die christlichen Pflichten erörtert und

zum Schlusse heisst es in einer Anmerkung: „Von nun an können die Schulkinder ohne Schaden von dem Seelsorger oder Prediger des Ortes in den gewöhnlichen Unterricht genommen werden, der vor der Konfirmation gegeben zu werden pflegt."

Im Vorbericht zur dritten Auflage sagt Rochow geradezu, dass er die Dogmen mit Absicht fehlen lasse, „um jedem Seelsorger die Ergänzung nach seiner Überzeugung freizulassen." In demselben Vorberichte giebt er auch einen „Kurzen Begriff aller Christenpflichten in 29 Geboten," die gleichsam eine neue Bearbeitung des siebenten Hauptstückes bilden. Über die Veranlassung zu diesen 29 Geboten sagt er: „Da das Aufsagen des Auswendiggelernten, wie es scheint, noch lange die Hauptsache der gemeinen Schulen bleiben wird, so scheint mir sehr viel daran gelegen zu sein, dass doch das Auswendiggelernte wenigstens wahr, gemeinnützlich und so beschaffen sei, dass ein geschickter Lehrer es von Wort zu Wort auch erklärend benutzen könne". Von dieser erklärenden Benutzung giebt er in demselben Vorbericht drei Proben für die erste, zweite und dritte Schulzeit, die sämmtlich das Gebot der Mässigkeit behandeln, nur in verschiedenen Graden der Schwierigkeit.

Das achte Hauptstück handelt „von der Gesellschaft und der Obrigkeit, von Gesetzen und Soldaten", das neunte „vom Verhältnis." Im letzteren, auf das Rochow wieder grossen Wert legt, geht er aus von den vorigen Kapiteln, von dem Verhältnis des Menschen zu Gott und zur Gesellschaft. Darüber, dass das vorher schon gebrauchte Wort jetzt erst seine Erklärung findet, sagt er: „Es ist oft nötig, ein Wort eher zu gebrauchen, bevor man es erklären kann. Nur muss bei wichtigen Wörtern diese Erklärung nachzuholen nicht vergessen werden." Als Beispiele für den Begriff Verhältnis werden unter andern verwendet: die Stärke des Stempels und die Weite der Öffnung bei der Knallbüchse, der Pflug, die Häckerlingslade etc.

Im zehnten Hauptstücke folgt: „Von der Höflichkeit im Umgange und im Reden und vom nötigen Briefschreiben.“ Am Schlusse desselben befinden sich sechs Briefmuster.

Während sodann das elfte Hauptstück „von der Zahlenkunst als einer Übung des Verstandes“ handelt und die in jener Zeit gebräuchlichen Ansätze lehrt (— wie methodisch Rochow dabei verfährt, ist schon oben gezeigt —), bietet das zwölfte Anweisung zur „Ausmessung der Flächen und Körper und etwas Mechanik.“ Voran geht demselben eine Übersicht der Masse, Gewichte etc. Die Belehrungen aus der Mechanik erstrecken sich auf Hebel, Winde, Schraube, Flaschenzug etc. Die Beispiele sind sämtlich aus dem Kreise landwirtschaftlicher Verrichtungen genommen.

Das sehr kurze dreizehnte Kapitel: „Vom Augenmass und Betrug der Sinne“ spricht u. a. von der Schlitterbahn, deren Länge man beim Anlauf schätzt, von dem weniger lauten Klange der Glocken, wenn der Wind absteht, von dem scheinbar krummen Stabe im Glase Wasser und von ähnlichem.

Im folgenden: „Von natürlichen Dingen, zur Vermehrung nützlicher Erkenntnis“ folgt etwas Anthropologie, Naturgeschichte und Geographie. Letztere beschränkt sich im wesentlichen auf die Gestalt der Erde (Gegenfüssler etc.) und auf die Namen der Erdteile.

Im fünfzehnten Hauptstücke, das die Überschrift führt: „Von den Mitteln, die Gesundheit zu erhalten und einige einfache Vorschläge, die verlorene Gesundheit wieder herzustellen,“ werden u. a. auch Hausmittel empfohlen, z. B. Wasser mit Essig als Umschlag bei Quetschungen, bei Ruhr: laue Hafergrützenbrühe zu trinken, der auf je ein Quart ein Loth sauer Weinsteinsalz zugesetzt ist u. s. f.

Das letzte Hauptstück, das längste, handelt: „Von der Landwirtschaft als einem Berufe und Grundsätze, worauf es bei allen Arten der Landwirtschaft ankommt.“

Hier wird über alle landwirtschaftlichen Fragen so ausführlich gehandelt, dass man merkt, wie sehr es Rochow auf dieses Kapitel mit ankam. Beigegeben ist demselben ein „Grundriss eines kleinen Bauerngutes, welches nur aus einem Gebäude bestehet, in dem Wohnungen, Ställe, Scheure, Schuppen und alles Zubehör auf das bequemste vereinigt sind."

Hatte sich Rochow in dem „Versuche eines Schulbuches" vorzugsweise an die Lehrer gewendet, so schrieb er schon im nächsten Jahre 1773 ein Buch für die Kinder, den „Bauernfreund", der in den folgenden Auflagen den Titel: „Kinderfreund" erhielt. Es ist das ein Schulbuch von solcher Wichtigkeit und von solchem Einflusse, dass nur wenige sich mit ihm messen können. In zahlreichen Auflagen ist es bis tief ins neunzehnte Jahrhundert verbreitet gewesen, noch 1830 wurde es in einer neuen Bearbeitung von Türk herausgegeben, die von Diesterweg in seinem „Wegweiser" als eine „zeitgemässe" anerkannt wurde. Friedrich Wilhelm III. schrieb einst an Rochow: „Ich habe aus ihrem Kinderfreunde lesen gelernt." Zahlreiche Bearbeitungen des besonders für die Mark Brandenburg berechneten Buches erschienen für andere deutsche Landschaften, z. B. von Schlez für Franken, von Rieke und Völter für Schwaben. In der Provinz Sachsen fand man den Rochowschen Kinderfreund noch im Jahre 1851 als Schulbuch.

In demselben Jahre wie der „Kinderfreund" erschien auch Rochows „Instruktion für die Landschulmeister," ein Schriftchen von reicher pädagogischer Einsicht und voll warmer Liebe für Volk und Schule, das Rochow später der Geschichte seiner Schulen als vierte Beilage wieder beidrucken liess.

Von zahlreichen weiteren Schriften Rochows, die zum Teil nicht gesondert, sondern in Zeitschriften, im „Deutschen Merkur", im „Deutschen Museum", im „Braunschweiger Journal" u. s. w. erschienen, seien hier nur noch genannt: Das 1783 in der Waisenhausbuchhand-

lung zu Halle erschienene: „Handbuch in katechetischer Form, für Lehrer, die aufklären wollen und dürfen“ und der 1786 in Berlin bei Nicolai erschienene: „Katechismus der gesunden Vernunft oder Versuch in fasslichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen und mit Beispielen begleitet, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntnis“, von dem 1790 eine zweite Auflage erschien. Auch einen Bericht über das Dessauer Philanthropin verdanken wir Rochow. Er hatte schon frühzeitig sich mit Basedows Schriften beschäftigt und erkannte gern an, dass er denselben reiche Anregung verdankte, wenn auch sein schlichter, frommer Sinn an manchem Anstoss nahm, was in Basedows Schule mit prahlerischer Unruhe geschah. Das Elementarwerk Basedows unterstützte Rochow werkthätig, und im Jahre 1776 wohnte er einer Prüfung im Philanthropin bei, worüber er im „Deutschen Merkur“ (1776, S. 186ff.) einen Bericht veröffentlichte: „Authentische Nachricht von der zu Dessau auf dem Philanthropin den 13. bis 15. Mai 1776 angestellten öffentlichen Prüfung.“ Er beklagt darin unter anderem, dass Basedow zu viel und die Kinder zu wenig geredet.

Zu den pädagogischen Verdiensten Rochows muss auch gerechnet werden, dass er, nachdem er Domherr von Halberstadt geworden war, den Domdechanten Freiherrn von Spiegel zum Desenberg für die Gründung einer Lehrerbildungsanstalt in Halberstadt zn begeistern und den Rektor Struensee für die Ausführung der Idee zu gewinnen wusste.

Rochow starb am 16. Mai 1805 nach einem reich gesegneten Leben. Die Segenssaat aber, die er ausgestreut, hat reiche Früchte getragen bis auf unsere Zeit. Ein Schüler Rochows war Wilberg, der „Meister am Rhein“, den Diesterweg einen „Lehrer der Lehrer“ nennt. Von Ziesar, seinem Geburtsorte, war Wilberg zu einem Schneidermeister nach Reckan in die Lehre gekommen; da hat er dann in der Reckaner Schule zu den Füssen

Rochows gesessen, dessen erbarmender Liebe er seine ganze Zukunft verdankte. Später aber sass in Elberfeld Diesterweg zu Wilbergs Füssen und lernte von ihm „Rochowsche Lehrweise". Diesterweg schreibt: „Ich könnte sagen: Wilberg übte . . . die Rochowsche Lehrweise . . . Wer die erziehende, bildende Kraft des Unterrichts kennen lernen wollte, der musste bei Wilberg einkehren . . . In der Anregung klarer Anschauungen, in der Entwickelung bestimmter Begriffe, in der Ausprägung der Vorstellungen in bestimmten Worten, wie in der Aufregung der Gefühle für alles Edle und Gute war Wilberg Meister."

So hat Rochows Wort und Beispiel nachgewirkt. Was er für die deutsche Volksschule gewesen, das fasst Kehr in folgende Sätze zusammen: „Durch ihn wurde die katechetische Lehrweise wieder in ihre Rechte eingesetzt. Erst seit Rochow hat man in den Volksschulen auf die Bildung der Sprache durch ein korrektes Sprechen und auf eine stramme Zucht des Denkens grossen Wert gelegt. Die Einführung des Anschauungsunterrichtes und der Verstandesübungen ist sein Werk. Der Unterricht in den gemeinnützigen Kenntnissen und die Rücksichtnahme der Volksschule auf die Forderungen des praktischen Lebens sind auf ihn zurückzuführen. Er ist der Bahnbrecher einer vernünftigen Schulmethode geworden und hat in die Furchen der Zeit einen edlen Samen gestreut, dessen Früchte die Nachwelt geerntet hat. Rochow ist es auch gewesen, der den Stand der Volksschullehrer zu Ehren gebracht hat. Er hat das gewichtige Wort gesprochen: „Mit Handwerkern und unwissenden Bedienten muss keine Volksschule mehr besetzt werden, die Schullehrer müssen eine ausreichende Besoldung haben, die Dorfschulen müssen in zwei Klassen geteilt worden, die Schulgebäude und Schulstuben müssen hell sein und vor anderen Gebäuden Vorzüge haben." Allein Rochow wollte nicht nur geachtete, sondern auch achtungswerte Lehrer. Mit klarem Blicke erkannte er, dass das Amt den Lehrer nicht ehren kann, wenn der

Lehrer sein Amt nicht ehrt. Darum hat Rochow nicht allein die Rechte der Lehrer verteidigt, sondern auch das Mass ihrer Pflichten den Lehrern vor die Seele gehalten."

Wie hoch Rochow von dem Amte der Lehrer dachte und was er für die höchste und wichtigste Aufgabe der Schule hielt, das möge zum Schluss noch ein Wort erweisen, das uns Büsching in seiner „Reise nach Reckan" aufbewahrt hat. Darnach sprach Rochow: „Ohne Schullehrer, die eigentliche Missionariengesinnung haben, wird zur wahren Verbesserung der menschlichen Seelen nichts ausgerichtet werden. Wer nicht von der heilbringenden Vortrefflichkeit der Lehre Jesu ganz selbst durchdrungen ist, wer das Wohl der Menschen nicht zärtlich wünschet, wird immer ein Mietling bleiben. Lesen, Schreiben und Rechnen bleibt am Ende der ganze Vorteil, den unsere Schulen stiften, aber zur Erweiteruug des Reiches Gottes auf Erden ist wenig Hoffnung. Die Kälte, mit welcher die Mietlinge von der Religion sprechen, ist derselben schädlicher, als wenn sie gar davon schwiegen. Wen die Religionswahrheiten nicht selbst erwärmen, der hat keinen Beruf, ein Lehrer derselben zu sein."

Geschichte

meiner

Schulen

von

Fridrich Eberhardt von Rochow,

auf Reckan ꝛc. ꝛc.

Nebst vier Beylagen.

Schleswig, bei J. G. Röhß,

1795.

Meine Freunde verlangen von mir eine Sache, die mir schwer eingeht. Ich selbst soll die Geschichte meiner Schulen schreiben und bekannt machen. Mein Einwand, daß in eines andern Munde manches ein Interesse gewönne, welches jetzt vielleicht einen widrigen Eindruck macht, hat sie nicht befriedigt. Sie meynen sogar, ich müsse der guten Sache wegen selbst das zweydeutige Licht nicht scheuen, in welchem mein Charakter manchem erscheinen könnte. — Nun gut. Ich will ihren Wünschen mich fügen, auch dieses Martyrerthum übernehmen und die Wahrheit schreiben, so gut als ich weiß und kann.

Als in den Jahren 1771 und 1772 sehr nasse Sommer einfielen, viel Heu und Getraide verdarb, Theurung entstand, auch tödtliche Krankheiten unter Menschen und Vieh wütheten, da that ich nach meiner Obrigkeitspflicht mein mögliches, den Landleuten auf alle Weise mit Rath und That beyzustehen. Ich nahm einen ordentlichen Arzt für die Einwohner auf meinen Gütern an, der unentgeltlich von ihrer Seite, sie, gegen ein jährliches Gehalt von mir, mit freyer Medizin versehen und heilen sollte. Sie erhielten schriftliche Anweisungen und mündlichen Rath, wie durch allerley Vorkehrungen und Mittel (wobey sie freylich auch ihrer Seits thätig seyn mußten) dem Fortgang der Epidemie zu steuern sey.

Aber böse Vorurtheile, Verwöhnung und Aberglauben, nebst gänzlicher Unwissenheit an Lesen und Schreiben, machten fast alle meine guten Absichten fruchtlos.

Sie empfiengen zwar die Mittel, die ich bezahlte, nahmen sie aber nicht ein, und scheuten sogar die Mühe, dem nur

eine kleine Meile in Brandenburg wohnenden Ärzte von dem jedesmaligen Zustande der Patienten ꝛc. Nachricht zu geben.

Die einfachsten Vorkehrungen und Reinigungsanstalten, die ich ihnen mündlich und schriftlich empfohl, waren ihnen theils zu mühsam, theils hatten sie solche vergessen, und das Schriftliche konnten sie nicht lesen.

Dagegen brauchten sie heimlich die verkehrtesten Mittel, liefen zu Quacksalbern, Wunderdoktorn, sogenannten klugen Frauen, Schäfern und Abdeckern, bezahlten dort reichlich, und starben häufig dahin.

In tiefer Demuth möchte ich an diesem kundbaren Beyspiel denen Regenten und Landesvätern der Völker den hohen und unschätzbaren Werth der Aufklärung durch bessere Schulen hier nochmals an das Herz legen!

Schon bloß von Seiten der Finanz betrachtet, die durch Entvölkerung der Länder verliert, und bei Wohlstand und Erhaltung nützlicher Individuen gewinnt, fallen alle Einwürfe der Aufklärungsfeinde dahin. Oder gehört etwa nicht zu jedem Thun und Lassen und Gewerbe Nachdenken und Vordenken, damit es gelinge? Der Dumme denkt aber nicht gehörig weder nach noch vor, weiß sich nicht zu helfen, kann guten Rath nicht würdigen, und wird eben darum ein Opfer der Ereignisse.

In bittern Gram versenkt, über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (es war am 14ten Februar 1772) an meinem Schreibtische, und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt da liegt. — „So, dacht ich, liegt auch die edle kräftige „Gottesgabe, Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein „Gewebe von Vorurtheilen und Unsinn dermaßen verstrickt, „daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die „seinige, brauchen kann. Ach wenn doch eine Maus wäre, „die einige Maschen dieses Netzes zernagte, vielleicht würde „dann dieser Löwe seine Kraft äußern, und sich los machen „können!“

Und nun zeichnete ich gleichfalls, als Gedankenspiel,

auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worinn der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat.

Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele:

Wie, wenn Du diese Maus würdest?

Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sey als er ist: Er wächst auf, als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die er wie zur Frohne hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst wenn sie gut ist, (und wie oft ist sie das?) das Bündige derselben bey ihm nicht Ueberzeugung wirkt. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredlen. Ihre Lehrer sind gewöhnlich, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bey diesem Zustande der Sachen (nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet) mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht.

„Gott! dachte ich, muß denn das so seyn? Kann „der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staats-Kör„pers — nicht auch verhältnißmäßig gebildet, und zu allem „guten Werk geschickt gemacht werden? Wie viel tüchtige „Menschen hätte z. B. ich in diesen Jahren nicht meinem „Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen „Stupidität geworden sind! Ja! ich will die Maus seyn. „Gott helfe mir!"

Und nun schrieb ich gleich denselben Morgen die Titel der dreyzehn Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute seyn sollte, nieder, und zwar auf die andre Seite des Blattes, worauf der Löwe, das Netz und die Maus stand, welches Blatt ich zum Andenken bewahre, vom geneigten Leser aber hoffe, wegen dieser Mikrologie Verzeihung zu erhalten.

Zu Mittage zeigte ich meinen Plan meinem neuen verständigen Prediger, Herrn Stephan Rudolph, der erst ein Jahr im Amte stand. Er billigte ihn, und rieth mir des Theologischen wegen, so darinn vorkäme, mit Herrn Ober-Consistorial-Rath Teller in Berlin zu correspondiren. Dieser nannte meine Arbeit gemeinnützig, und unterstützte mich edelmüthigst mit gutem Rath. So ward denn das erste meiner litterarischen Produkte schnell fertig, daß es schon auf Ostern 1772 unter dem Titul:

Versuch eines Schulbuchs für Kinder der Landleute, oder zum Gebrauch in Dorfschulen,

Berlin bey Fr. Nicolai

erschien, und das Motto führte, welches doch nur die erste Ausgabe hat:

Difficile est proprie communia dicere.

Horat.

Daß ich mit diesem Buche vorzüglich die Lehrer, und zuvörderst nur sie bilden wollte, (so wie man etwa die Amme curiert, um dem Kinde gedeihliche Nahrung zu verschaffen) wird man leicht einsehen.

Wie ich mich denn auch in der Vorrede für die Lehrer in Landschulen besonders verwendete, deren spärliches Einkommen auf das ungewisse Schulgeld sonderlich von armen kinderreichen Eltern angewiesen, ohne Nebenprofession, die bald der Hunger zur Hauptbeschäftigung machte, sie, besonders mit einer Familie, schlechterdings nicht zu nähren vermochte. Denn in Büschings Reise nach Reckan wird man finden, daß mancher Landschullehrer Einkommen etwa 12 Rthlr. war.

Ich bat daher, jedem wenigstens 100 Rthlr. jährlich zu geben, wogegen der ganze Schulunterricht unentgeltlich seyn müsse, damit alle Entschuldigungen, z. B. armer Eltern, wegen des Zurückbehaltens der Kinder aus der Schule wegfielen. — Man wird alles dieses in der Vorrede des Versuchs eines Schulbuchs ꝛc. mehr entwickelt lesen können.

Während der Zeit nun, als ich nicht ohne die Bangig-

keit eines neuen Schriftstellers erwartete, wie das Publikum über meine Schrift urtheilen würde, erhielt ich einen Brief von dem damaligen Chef des geistlichen und Ober-Schul-Departements, nun verstorbenen Geh. Staats- und Justiz-Minister Freyherrn von Zedlitz folgendes Inhalts: (Siehe Beylage sub A.)

Man wird es mir hoffentlich nicht als Ruhmredigkeit auslegen, daß ich diesen Brief hier beyfüge, weil ich ohne dessen Mittheilung keine Geschichte meiner Schulen schreiben konnte: denn er ist die Grundlage zu allem, was durch mich in diesem Fache nachher geschehen ist. Auch kann dieser Brief zum Beweise dienen, daß ich nicht eigenmächtig, oder in ein fremd Amt greifend verfuhr, sondern nach Aufträgen von meinen Vorgesetzten handelte.

Nun entspann sich eine weitläuftige Correspondenz zwischen dem Minister und mir über Schulsachen, von welcher ich itzo nur so viel beybringe, daß der Minister mich versicherte, er habe dem Könige (und Friedrich der Zweyte dachte gerade damals mit Ernst an den statistischen Wert besserer Landschulen) von meinem Buche Bericht erstattet, der König habe es gnädig aufgenommen, und ihm befohlen, durch mich, Sächsische Schulmeister ins Land zu ziehen, und die Landschulen nach meinem Plan zu organisiren.

So sichtbar segnete die Vorsehung mein kleines Senfkorn, daß es bald ein Bäumchen wurde.

Denn ich, dem kurz vorher ein in dergleichen neue Einrichtungen schwerlich einstimmender Prediger, und eben damals der alte Schullehrer in Reckan durch den Tod Platz machten, konnte nun, von allen Hindernissen von oben her befreyt, an die Einrichtung einer neuen Schule denken.

Aber wider die Ansetzung von Schulmeistern aus einem andern Lande stritt ich mit dem Minister aus mancherley Gründen vornehmlich von der hiesigen platt-deutschen Sprache hergenommen, die, den Obersachsen unbekannt, ihnen die ersten Zugänge in die Kinderseelen ver-

ſchlöße, da nur Bekanntſchaft mit hoch- und plattdeutſch es möglich mache, letzteres durch erſteres, welches doch einmal Lehr- und Befehlsſprache iſt, zu verdrängen. Und ich war endlich ſo glücklich, meinen Gründen Eingang zu verſchaffen, ſo daß von ſächſiſchen Schulmeiſtern nicht mehr die Rede war.

Ein geweſener Primaner aus der Halberſtädtſchen Domſchule zu des ſel. Rektor Struenſee Zeiten, Namens Heinrich Julius Bruns, aus dem Halberſtädtſchen Dorfe Rohrsheim gebürtig, war ſeit ſechs Jahren in meinem Hauſe als Muſikus und Schreiber geweſen. Ihm hatte ich viele meiner Ideen über Schulſachen mitgetheilt, manches Heft abſchreiben laſſen, von dem, was ich auch nicht zum Druck beſtimmte; meine Bibliothek ſtand ihm offen, und als mein beſtändiger Tiſchgenoß, machte die Zunahme der Kultur ſeines Geiſtes, wie ſeiner muſikaliſchen Fertigkeit, mir manches Vergnügen.

Aber im Jahre 1771 ward er als Kantor und Organiſt an die Halberſtädtſche Johanniskirche berufen.

Er nahm den Ruf an, und ich verlohr ihn ungern. Doch einer liberaleren Denkungsart, hauptſächlich durch Bekanntſchaft mit den beſten Schriften, gewohnt, mochte ſein neues Amt, und der mechaniſche Schulſchlendrian, für ihn ſeine eigne Schwierigkeiten haben. Denn als er hörte, daß mein alter Schullehrer geſtorben ſey, ſchrieb er an mich, und bot ſich ſelbſt an zu der vakanten Stelle, mit dem Verſprechen, wenn ich ihn vor Nahrungsſorgen ſchützen wollte, mit Gottes Hülfe meine Ideen zu realiſiren.

Man kann denken, wie gern ich, in dieſen Umſtänden, dieſes Erbieten annahm. Ich gab ihm jährlich 180 Rthlr. nebſt einigen Emolumenten, als vier Fuder Heu jährlich, einen Garten, und, gleich meinen übrigen ackerloſen Unterthanen, die Erlaubniß, in meinen niedrig liegenden Brachäckern, auf angewieſenen Plätzen, auf ſeine Koſten durch Umgraben, Lein, Hirſe, Kartoffeln und Mohrrüben ꝛc. für ſich beſtellen zu laſſen.

Er legte alſo dort ſein Amt nieder, kam zu mir, und

nun entwarf ich den Lektionsplan der neuen Schule, wie er in Riemanns Buche ꝛc. ſteht, wohin ich, ſonderlich in die erſte Ausgabe, um manches nicht wiederholen zu müſſen, verweiſe.

Mein unerſchütterlicher Grundſatz, den auch Herr Bruns ſich gefallen ließ, war:

> Nur das Verſtehen des Gelehrten macht die Lehre nützlich.

Daß die Nürnberger Fibel zu — abgeſchmackt — der kleine Katechismus und die Bibel aber zu — hoch — für die Leſeübungen der erſten Schulzeit ſey, wußten wir beyde. Dieſem Mangel abzuhelfen ſchrieb ich geſchwinde den erſten Theil des Kinderfreunds, ließ ihn auf meine Koſten bey den Gebrüdern Halle in Brandenburg drucken, und wir wurden eins, daß das Leſen in demſelben, und das Katechiſiren über das Geleſene, die erſte und wichtigſte Schularbeit ſeyn ſollte. Zu dieſem Endzweck übten wir uns täglich einige Monath lang im Katechiſiren, wobey bald er, bald ich, Lehrer oder Kind vorſtellten.

Indeß ward die Schule mit den Kindern aus Reckan und dem nahe gelegenen Vorwerke Mesdunck auf meinem Hofe gehalten, wozu ich eine Stube räumte. Denn es fehlte auf meinen Gütern an Schulhäuſern, da die alten den Einſturz drohten. Ich entſchloß mich alſo, deren dreye, ganz neu und zweckmäßiger als die alten, in welchen es den Kindern an Platz und Licht fehlte, zu erbauen. Das Schulhaus in meinem Wohnorte Reckan iſt ganz maßiv, und hat nach der Straßenſeite die Aufſchrift:

> Laſſet die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht. Marci 14.

Dieſes ward im Jahr 1774 bezogen.

Nun kam es noch darauf an, die Eltern (wegen ihrer Vorurtheile gegen alles neue) der neuen Einrichtung und Schulordnung, worein ſie ſich fügen ſollten, hold und geneigt zu machen. Denn am zweyten Januar 1773 ſollte die neue Schulordnung und Lehrart beginnen.

Außerdem, daß ich bereits mit meinem einſichtsvollen

Prediger über die Hauptſachen ſchon einig war, ſo half mir die Erfindungskraft meiner vortrefflichen Frau die Eltern gewinnen. Sie hatte, mir unwiſſend, am Neujahrs-Nachmittag ein kleines Feſt veranſtaltet, wozu die ſämtlichen Eltern der Schulkinder eingeladen waren. Gewählte Kinder, die meine Frau gekleidet und geſchmückt hatte, führten in Gegenwart unſer aller und ihrer Eltern beyliegendes (ſiehe Beylage B) Drama auf; davon die Proſa von meinem Prediger, und die Reime von dem damaligen Feldprediger des Leib-Karabiner-Regiments, jetzigen Inſpektor zu Tangermünde, Herrn Haniſch ſind. Der Kantor Bruns hatte es ſie auswendig lernen laſſen, und ſie machten es ſo gut, daß unzählbare Thränen der Eltern floſſen, und dieſe gleich nachher verſprachen, mir in allen Stücken zu Willen zu leben, und die gute Sache zu befördern, welches ſie auch bisher ehrlich gethan haben.

Wenn man erwägt, wie ungemein viel daran gelegen war, die Eltern der Schulkinder für die neue Lehr- und Schulordnung zu gewinnen, ſo wird man mir verzeihen, daß ich dieſer kleinen Mittel umſtändlich erwähnte, zugleich aber dem guten Willen meiner Gattin dieſes Denkmal meiner Dankbarkeit ſtifte.

Der erſte Theil meines Kinderfreundes gieng indeß ſo häufig ab, daß, der vielen Nachdrucke ohnerachtet, von den Gebrüdern Halle in Brandenburg über 2000 Exemplare verkauft wurden. Und mit dieſem Büchlein begann eine neue Epoche für meine Reckaniſche Schule.

(Denn die andern beyden Schulen hatten noch ihre alten Methoden und Lehrer.)

Sie wurde nun bekannt, und nachdem der Miniſter v. Zedlitz, durch die Berliniſchen Herrn Ober-Konſiſtorial-Räthe Sack, Spalding, Teller und Dietrich, davon berichten laſſen, deren Bericht als Augenzeugen günſtig ausfiel, ward ſie ein Gegenſtand allgemeiner Neugierde, auch wohl, obgleich ſehr einzelner, Nachahmung.

Endlich kam auch der Miniſter ſelbſt, und als er das zweytemal nach Jahresfriſt wieder kam, ſo ertheilte er über

den Befund der Sache beygehendes schriftliches Zeugniß. Siehe Beylage sub C.

Dieser Schulbesuch nahm nun in den ersten zehn Jahren dermaßen zu, daß mehr als tausend Personen, worunter mehrmals regierende Fürsten waren, und von allen Confessionen, selbst der Römischkatholischen, auch Juden, meine Reckansche Schule besuchten. Viele Candidaten, selbst aus Hungarn, Dännemark ꝛc. hielten sich hier mehrere Monathe auf, um dem Unterrichte beyzuwohnen, und nachher von dem Lehrer (welcher indeß von des Königs Majestät den Kantor-Titel und 120 Rthlr. Gehalt beygelegt erhalten, so daß ich ihm nur noch jährlich 60 Rthlr. nebst den Emolumenten als eine Prämie fürs Bahnbrechen gab), allerley Auskunft über Lehr- und Methodensachen zu begehren.

Die Willigkeit, welche dieser dabey bewies, machte ihn zwar allenthalben geehrt und beliebt, aber die unabläßige Anstrengung mußte ihm schaden: Wie er denn auch seine Brustbeschwerden von daher ableitete. Ich war nun äußerst verlegen, wie ich dieser schädlichen Celebrität steuren sollte. Endlich sagte ich in der Vorrede zu meinem „Handbuche für Lehrer, die aufklären wollen und dürfen", das nöthigste darüber, und bat, unsre Dorfschule doch ja nicht für ein Lehrer-Seminarium anzusehen.

Nun setzte ich auch in meinem Dorfe Gettin mit Pensionirung des alten noch lebenden Schullehrers, eines Schneider Meisters, einen neuen Lehrer, gleichfalls aus der Halberstädtschen Domschule, Namens Lindemann. Und als der Küster in Matre (welches Dorf Krahne heißt) starb, ebenfalls einen Schüler aus dieser Halberstädtschen Domschule, Namens Schliephacke, der noch sein Amt daselbst treulich verwaltet. Auch diese beyden erhielten von des Königs Majestät 120 Rthlr. nebst dem Kantor-Titul, wobei sämtliche kleine Hebungen von der Gemeine nach leidlichen Taxen ihnen darauf angerechnet waren, sie aber allen Unterricht incl. Schreiben und Rechnen ganz unentgeltlich geben mußten.

Diese später ins Amt tretende Lehrer zu bilden, hatte ich mir nun durch die Bildung des Kantor Bruns sehr erleichtert.

Denn außerdem, daß ich mit den neuen mich täglich im Katechisiren übte, durften sie nun das Praktische täglich bey dem Kantor Bruns sehen, welcher in kurzen meine Erwartungen übertraf, und sofern es auf Verstandesübungen ankommt, Muster wurde. Muthig überwand er die Schwierigkeit, der mühsam gelernten Schul- und System-Sprache sich zu entäußern, die Sprache des gemeinen Menschenverstandes zu studiren, und sich dem engen Ideen-Kreise der Anfänger anzupassen.

Doch bald im Anfang ergieng über meine neue Schuleinrichtung eine kleine Verfolgung.

Der damalige, nun verstorbene Diöcesan-Superintendent in Brandenburg, ließ, bey Gelegenheit der Kirchenvisitation, meine zwey neue Kantores, davon der zu Gettin erst zehn Wochen im Amte war, mit ihren Schulkindern vor den Altar treten, und gab diesem auf, über den dritten Artikel des kleinen Katechismus Lutheri seine Schüler zu katechisiren. Als dieser sich entschuldigte, daß er in der kurzen Zeit seines Schulamtes noch nicht bis zum dritten Artikul sich hinarbeiten können, indem es den Kindern an allen Vorkenntnissen gänzlich gefehlt habe — so erhob der Superintendent eine laute und wehmüthige Klage vor den versammelten Gemeinen, daß, wie er sehe, der dritte Artikul hier nicht mehr in Ehren gehalten werde ꝛc.

Dieser Wink auf Ketzerey, der so leicht einer neuen Anstalt hätte gefährlich werden können, that aber diesesmal keine Wirkung. Das Volk blieb ruhig, und ich begegnete dem Herrn Visitator mit meiner vom Berliner Ober-Consistorio erhaltenen schriftlichen Instruktion, kraft welcher es gebilliget wurde, daß man von dem, was noch nicht, oder gar nicht verstanden werden kann, also auch noch nicht nützlich ist zur Besserung, nichts lehrt, gegen das Ende der Schulzeit aber den ganzen kleinen Katechismus aus Gehorsam gegen die Landesherrliche

Verordnungen auswendig lernen läßt, obgleich mit denen darinn lehr- und verstehbaren Sachen (nur nicht in der Katechismusform), die Kinder längst und durch die ganze Schulzeit bekannt gemacht worden sind. Ueberdem erhält ja der Prediger diese Kinder zur speciellen Bearbeitung, ehe sie konfirmirt werden, wo er Zeit und Gelegenheit genug hat, das positive der in jeder Confession landüblichen Dogmatik ihnen einzuflößen.

Da ich diese schriftliche Instruktion gleichfalls als ein wichtiges Aktenstück für meine Lehrart ansehen muß, sie auch kein Staatsgeheimnis seyn kann, da sie allen Kantoren, die das Königliche Gehalt genossen, mitgetheilt wurde, so habe sie gleichfalls als Beylage sub. D. hier anfügen wollen.

Da ich aber doch wegen der etwanigen Folgen des vorerwähnten Auftritts besorgt seyn mußte, so meldete ich das Geschehene dem Ober-Konsistorio, und bat, mich vor ähnlichen Ereignissen sicher zu stellen. Bald ergieng an den Herrn Superintendenten der Befehl, nicht eher von der Kirchen-Visitation zu berichten, bevor er nicht auch die Reckansche Schule besonders visitirt (welches er noch nicht gethan hatte), und auch davon berichten könnte.

Dieses geschah sogleich, und endigte sich mit einer brüderlichen Umarmung zwischen dem Herrn Visitator und dem Kantor in der Schule, und des erstern größter Zufriedenheitsbezeugung.

Nun war ich auch von dieser Seite sicher, und alles hatte den besten Fortgang. Doch ward noch häufig dem Grundsatz der bessern Methode zuwider gehandelt, welcher ewig ist:

Lehre nichts, als was du selbst verstehst und andern verständlich machen kanst.

Z. E. die aus der alten Schulordnung beybehaltenen Wochen-Sprüche, d. i. die jede Woche von den Kindern auswendig gelernt werden mußten. Zum Theil waren sie, wie manche vorgeschlagene Verse — für Lehrer und Schüler zur Zeit unerklärbar. Auch fand sich manches in Liturgie, Gesangbüchern ꝛc., welches arg mit der Schullehre kontrastirte.

Dem schlechtern im Gesangbuche konnte ich endlich abhelfen. Denn als das neue verbesserte Berl. Ges. Buch erschien, da schenkte ich jedem Individuo in meinen fünf Ortschaften ein gebundenes Exemplar. Ein halbes Jahr vorher war dieses neue Gesangbuch schon in den Schulen gebraucht worden, und also weil die Kinder ihren Eltern schon manchen schönen auswendig gelernten Vers daraus hergesagt hatten, ward mein Geschenk mit Dank angenommen. Nicht lange nachher ward es in den Kirchen (am Geburtstage des verstorbenen Königs) ohne Murren eingeführt, obgleich benachbarte Gemeinen dessen Einführung tumultuarisch verworfen hatten. Diese Einführung beym öffentlichen Gottesdienste geschah zuerst in Reckan. Kurz nachher baten meine übrigen Ortschaften per deputationem um dasselbe, und so besteht dessen Gebrauch bis auf den heutigen Tag.

Aber die Liturgie überstieg meine Kräfte. Zwar war ich schon mit meinem verständigen Prediger dahin überein gekommen, daß derselbe die Iura ſtolae, was Beichtgeld und Taufgebühren betrift, nach eigner Evaluation eines Durchschnitts verschiedner Jahre, von mir mit 80 Rthlr. jährlich vergütet annehmen möchte.

Welches denn auch von dem Ober-Konsistorio nachher ordentlich konfirmirt, und immer als Befreyung aller zu dieser Pfarre gehörigen Individuen, jedoch excl. des Beichtgeldes und der Taufgebühren der Herrschaft, bestehen wird.

Doch blieb so manches, was ich gern geändert hätte, aber nicht konnte.

Indessen wurde der Gettinsche Kantor Lindemann nach Potsdam zu einer Lehrstelle ins große Wayſenhaus berufen, und weil sie einträglicher war, zog er dahin. Ein Primaner aus der Halberstädtschen Johannis Schule, Namens Schäfer, folgte ihm in der Gettinschen Schulstelle. Dieser junge Mann hatte viel Talent, und den edlen Willen, seinem Muster dem Kantor Bruns nachzueifern. Sein Charakter war dabey rein und liebenswürdig. Nie ward auch leichtlich ein Lehrer von Eltern und Kindern zärtlicher beweint, als da ihn die geschwinde Lungensucht, Folge eines

leichten dreytägigen Fibers, während welchem der Tod seines Vaters ihn zu einer Reise nach Halberstadt nöthigte, der bessern Welt zuführte.

Sein Nachfolger ist seit einigen Jahren der Kantor Thümmel, aus dem Halberstädtschen Lehrer-Seminario. Auch dieser giebt die beste Hofnung, seinem Vorgänger ähnlich zu werden.

Der größte Verlust, welcher meinen Anstalten drohte, war der nahe Tod meines Kantor Bruns. Eine veraltete Lungensucht hatte ihn schon seit Monathen außer Stand gesetzt zu lehren. Sein zweiter sechzehnjähriger Sohn (der älteste war im Lehrer-Seminar. zu Halberstadt) lehrte indeß die kleinern, und ein ehemaliger Schüler der Gettinschen Schule, Namens Schmidt von 21 Jahren, der sich dem Landschulfache gewidmet, die größern Kinder; diese vertraten denn seine Stelle, so gut sie konnten; und dieser gefürchtete Verlust ist erfolgt.

Im September des verwichenen Jahres gieng mein Freund, nach langen mit exemplarischer Geduld erduldeten Leiden, in einen neuen Wirkungskreis hinüber.

Sein Nachfolger sollte sein neunzehnjähriger ältester Sohn Eberhard Bruns, der schon einige Zeit im Halberstädtschen Schul-Seminar gewesen war, seyn. So wünschte es der sterbende Vater, und ich konnte, besonders von der Seite die Sache betrachtet, daß die Lehrmethode durch den, der keine andre von Jugend auf kannte, wohl am sichersten werde befolgt werden, nicht viel dawider haben, da es dem jungen Eberhard Bruns, bey einem ungewöhnlichen Fleiße, keineswegs an Lehrmaterialien fehlte. — Aber er verbat meinen Antrag mit der, seiner Bescheidenheit Ehre machenden Aeußerung: „Er sey zu jung, und wisse noch viel zu wenig, „um einem solchen Vater im Amte zu folgen."

So wählte ich denn den ältesten Seminaristen des dortigen S. L. Seminarii, Namens Liebentraut, der nun seit einigen Monathen mir die beste Hoffnung giebt, die Anstalt an Werthe nicht sinken zu lassen.

Schwerlich hat wohl je ein Mann seines Standes

hienieden einen größern Wirkungskreis gehabt, als der selige Kantor Bruns. Ueber sechzig mehrentheils schon mit ausgezeichnetem Beyfall in Lehrämtern stehende (wovon ich statt vieler Einländer nur einen Hartung in Berlin und Kluckhuhn in Potsdam, der vielen Ausländer unerwähnt, nenne), lernten von ihm, und werden mit mir des guten Bruns Andenken ehren. Er hatte, wie Sirach im letzten Kapitul sagt: treulich gethan, was ihm befohlen war. — Viele zur Gerechtigkeit geführt. — Viel Lohn wartet seiner!

Eine drey Fuß hohe Urne soll in meinem Garten seinem Andenken geweiht seyn, mit der simpeln Aufschrift:

H. I. Bruns.

Er war ein Lehrer.

Im Jahre 1775 kaufte ich ein Allodial-Rittergut, welches mit meinen alten Lehngütern gränzte.

Die Kinder der dortigen kleinen Gemeine, welche aus lauter Tagelöhnern, einigen Handwerkern und Hirten besteht, giengen und gehörten in die Schule des nahen Königl. Amtsdorfes Wollin, wohin Brückermark eingepfarrt ist. Dort war aber ein so schlechter als jähzorniger Schulmeister, der die Kinder oft mit Schaden an ihrer Gesundheit mißhandelte.

Dieser Umstand bewog mich, um die Erlaubniß anzuhalten, auf diesem Gute eine eigene Schule auf meine Kosten anzulegen, und ich erhielt sie. Ein dortiger Schneider-Meister, Namens Kirchbach, aus Reckan gebürtig, der sehr oft unsre Schule besuchte, dem auch unsre Methode besonders gefiel, so daß er sie bey seinen eignen Kindern schon übte, schien mir ein tauglich Subjekt dazu zu seyn. Er übernahm das Schulamt nach wohlbestandener Prüfung, und lehrte, gegen ein jährliches Gehalt meiner Seits, die dortigen Kinder unentgeldlich. Sein Eifer war so groß, daß er, nach geendigter eignen Schule, noch oft die starke Meile nach Reckan lief, um daselbst in der Schule dem Kantor Bruns einige methodische Vortheile abzusehen.

Aber er starb nach wenigen Jahren, und ihm folgte

ein andrer Schneider Meister aus Reckan, Namens Weidmann. Bey ihm entdeckte sich gleiche Neigung zum Schulwesen. Er wiederholte mit seinen Kindern die sonntägliche Predigt und den wöchentlichen Unterricht. Sein schwächlicher Körperbau hinderte ihn nicht an einem großen Eifer und Fleiß in seinem neuen Amte, so daß er, der anfänglich sehr schlecht schrieb und rechnete, beydes zuletzt sehr gut lernte.

Von seiner Gewissenhaftigkeit hier eine kleine Probe. Einstmals als ich seine Schule besucht hatte, folgte er mir in mein dortiges Haus, weinte und bat mich um Verzeihung: „daß er vordem als Schneider zuweilen von dem, „was ich bey ihm arbeiten lassen, etwas veruntreuet habe. „Dieses drücke ihn jetzt so hart in seinem Gewissen, daß „er kaum im Stande sey, seinen Schulkindern über Ehrlich„keit, Rechtschaffenheit und Berufstreue das nöthige zu sagen. „Wiedererstatten könne er nicht, auch wisse er nicht alles „mehr, aber er hoffe, ich würde, durch eine großmüthige „Erlassung der ganzen Schuld, ihm die verlohrne Gemüths„ruhe wieder schenken wollen." Ich that das gerne — Aber wie lehrreich!!

Doch auch dieser gute Mann starb, und als die Gemeine zu Wollin darauf bestand, als ihr alter Schullehrer gestorben war, durchaus einen Schüler des Kantor Bruns in dessen Stelle zu haben, auch dieses in der Person eines Namens Letz, eines Reckanschen Hirten Sohn (der schon in Brückermark vikarirt hatte), geschah, so hinderte mich nichts mehr, die Brückermarkischen Kinder wieder in ihre ordentliche Schule nach Wollin gehen zu lassen.

Indeß, um sie meinen übrigen Unterthanen gleich zu machen, bezahle ich dort auch das Schulgeld für sie.

Dieses ist nun, der Wahrheit gemäß, die kurze Geschichte meiner Schulen und ihres jetzigen Zustandes, da ich dieses schreibe.

Aber, geliebte Leser! ich muß noch einige Herzenserleichterungen beifügen, ehe ich von Ihnen, und vielleicht bald auf immer, Abschied nehme.

1) Wenn meine Schulen von Besuchern (ich berufe mich auf das Zeugniß der meisten noch lebenden Berliner Ober-Konsistorial-Räthe), den größten Beyfall erhielten, so gefielen sie mir nicht: und ich hätte bey manchem Lobe weinen mögen.

2) Denn schon früh, wie unter andern mein Aufsatz „Etwas praktisches über Erziehung" im deutschen Museo beweiset, war ein ganz anderes Ideal von Schulvollkommenheit in meiner Seele.

3) Nur aber, weil ich solche Lehrer zu finden oder zu bilden verzweifeln mußte, die die Landjugend in Feld und Wald führten, sie bey nützlicher Berufs-Arbeit richtig denken lehrten — und durch die Natur anfänglich statt aller Bücher, und bey Gelegenheit alles sichtbaren, was in ihrem großen Magazin unentgeldlich zu finden ist — recht hören, recht sehen, aufmerken, beobachten, vergleichen, unterscheiden — dann urtheilen, rück- und vorwärts schließen, sie lehrte ꝛc., bis endlich der Gedanke sich gleichsam aufdringt: Gott ist der Ewige, Mächtige, Weise! Alles Leben ist von ihm — und Leben ist die größte Wohlthat — Er liebt also seine Geschöpfe. — Auch uns liebt er — denn auch wir leben — leben durch Ihn! Laßt uns also Gott lieben, der uns zuerst geliebet hat. — Sein Auffehn bewahret unsern Odem. — Auch unsre Freuden an seiner schönen Welt hat Er veranstaltet — unsre Sinne für Genuß gestimmt — Kurz Er ist höchst gut, und ist nicht genug zu lieben und zu loben. — Wen man aber liebt, dem möchte man gern gefallen. — Ach! wie gefallen wir doch dem lieben guten Gott ꝛc.

Ich breche hier ab: Doch, wem für so geführte Kinder bange wird, den kann ich nur bedauern.

Bey mehreren Jahren werden sie auch Bücherunterricht, und die ganze konventionelle Lehrenmasse mit minderer Gefahr der Verkrüppelung ihrer Seelen ertragen. — Wenigstens erstaunlich viel Realitäten dem Lehrer entgegen bringen. —

4) Da ich nun dieses mein Maximum nicht erreichen konnte, so verfiel ich auf mein Minimum, d. i. auf den

jetzigen Zustand. Dazu taugten nothdürftig meine Lehrer, und soviel wurde mir damals vergönnt, die Kinder denken*) zu lehren.

Freylich verlohr sich, obwohl sehr allmählig, die alte thierische Stupitität bey den Eltern, durch so manches Gespräch mit den Kindern. Z. B. jetzt kennen sie alle den Werth eines freyen Arztes und freyer Medizin. Niemand wird krank, oder er meldet es sogleich. Auch hat die Mortalität auf meinen Gütern so abgenommen, daß zufolge der eingereichten Listen gewöhnlich von $\frac{3}{38}$ nur einer jährlich stirbt.

Ein unsterbliches Verdienst hat dabey mein Prediger, Herr Stephan Rudolph, dem außerdem, daß er in seinen Predigten wahrhaftig lehrt

was nützlich ist zur Besserung und Heiligung ꝛc.

---

*) Sollen alle Menschen, ohne Unterschied des Standes, verständig werden oder nicht? Ueber diese Frage, die doch so leicht zu entscheiden ist, scheinen die Regenten der Völker nicht aufs Reine kommen zu wollen. Wird sie bejahet, so folgt daraus:

1. Daß die Schulsache eigentliche Staatssache ist.
2. Daß, damit einzelne verwahrloſete Menschen (wie Ravaillac, Thomas Münzer, Jakob Böhme, Knipperdolling, Clement, Pugatschef ꝛc.) nicht einst die Staatsglückseligkeit stören, alle Kinder im Staat zur Schule gehalten, und darin zu verständigen Menschen gebildet werden müssen.
3. Also kein Kind, während seiner Schulzeit, Vieh hüten, andre Kinder warten, den Pflug treiben, kurz von den Eltern zu Handthierungen gebraucht werden dürfe, die es abhalten, des Schulunterrichts zu genießen.
4. Denn da alle Menschen (a potiori fit denominatio) von Gott Vernunft, als Fähigkeit verständig werden zu können, erhalten haben, so sollen sie dieses Pfund nicht im Schweißtuch vergraben, sie sollen verständig, d. i. zu allem guten Werk geschickt werden. Besorgt die Obervormundschaft der Völker dieses nicht, so versäumt sie ihre wichtigste Pflicht. Denn sie kann bey unverständig gebliebenen Menschen den Endzweck alles Regiments, nemlich Glückseligkeit: das

Dir zu gut! Ep. Röm. 13. v. 4.

nicht erreichen.

ſo giebt er ſich als Delegatus Medici ordinarii, eine unſägliche Mühe mit den Kranken, und ſorgt, daß die Vorſchriften des Arztes befolgt werden.

In Reckan iſt das Schulgehen der Kinder im Winter und Sommer ihnen und den Eltern theuer und werth. Oft dankten uns dieſe mit Thränen, daß ſie nun ihre Kinder weit beſſer regieren könnten, und daß ſie ihnen manche Freude machten

NB. durch Herſagen von Sprüchen und Lieder-Verſen.

Endlich hatte meine Frau ſchon ſeit vielen Jahren eine Art von Induſtrie-Schule geſtiftet.

Eine Gärtners Frau aus Sachſen gebürtig, Namens Schubertin, lehrte den Mädchen (was ſonſt keine konnte) nähen und ſtricken.

Da ich nun darauf drang, daß auch die Jungens zu Hauſe ſpinnen und in der Schule ſtricken lernen ſollten, ſo erreichte ich bald den erſten Endzweck, den zweyten aber noch nicht, weil die Eltern die zum ſtricken nöthigen Materialien nicht hergeben wollen.

Dieſes beweiſet, daß die Eltern (und wollte Gott! die Eltern nur allein) das Lernen nützlicher Arbeit noch nicht für Schulſache halten, ſondern blos

das Herſagen des auswendig gelernten.

O Papagoyenthum! wie lange wird dein Regiment auf Erden noch dauern!

Beylage A.

Hochwürdiger und Hochwohlgebohrner Herr, Insonders Hochzuehrender Herr!

Daß ein Dom=Herr für Bauernkinder Lehrbücher schreibt, ist selbst in unserm aufgeklärten Jahrhundert eine Seltenheit, die dadurch noch einen höhern Werth erhält, daß Kühnheit und guter Erfolg bey diesem Unternehmen gleich groß sind. Heil, Lob und Ehre also dem vortrefflichen Manne, den nur die Rücksicht auf die Allgemeinheit des Nutzens, welcher gestiftet werden kann, zu solchen Unternehmungen antreiben konnte.

Ew. Hochw. müssen von mir keinen bestimmten Dank erwarten, er würde mit einer Sache in keinem Verhältniß stehn, deren Werth ganze künftige Generationen preisen müssen. Lassen Sie mich vielmehr Sie von nun an als einen Mann betrachten, der zur Beförderung der großen Absichten des besten Königs mir in der Verbesserung des Unterrichts der Landjugend so kräftige Beyhülfe leisten kann, und der Patriotismus genug hat, diesen Beystand leisten zu wollen.

Ew. Hochwürden wird nicht unbewußt seyn, daß des Königs Maj. die Intressen eines Kapitals von hundert tausend Rthlr. zu Salarirung der Dorf=Schulmeister in der Chur=Mark ausgesetzt haben, und daß Höchstdieselben vornemlich wünschten, Schulmeister aus Sachsen zu diesem Behuf hierüber zu bekommen.

Nach Ew. Hochw. Meinung sind hundert Rthlr. für einen Schulmeister genug. Ich hatte anfänglich keine größere Besoldung im Sinne, allein ich glaube kaum, daß sich dieses so genau und allgemein bestimmen läßt, weil ich es für sehr verderblich halte, wenn der Dorfs=Einwohner

für den Unterricht seiner Kinder annoch ein gewisses wöchentliches Schulgeld zahlen muß, inmaßen dieses Schulgeld, so gering es ist, dennoch in diesen beklemmten Zeiten den Landmann sehr oft mit Grunde abhalten kann, seine Kinder zur Schule zu schicken. Vielmehr hielte ich es für gut, daß jedes Kind vom fünften Jahre an in die Schule gehn müßte, und daß der Prediger kein Kind zum Abendmahl annehmen dürfte, welches nicht einen zu bestimmenden Grad von analogischer Gelehrsamkeit erreicht hätte.

Es würde dannenhero auch die Besoldung mit der Anzahl der Kinder eines Dorfs im Verhältniß stehn müssen. Und da aller Unterricht, wie Ew. Hochwürden so richtig bemerken, dahin gehn muß, daß die Bauernkinder zu Treibung ihres künftigen Gewerbes aufgeklärter gemacht und der Verstand nach ihrem Verhältniß bearbeitet werde, so fällt es in die Augen, daß ein dergleichen Unterricht weit mühsamer werden muß, als wenn der Schulmeister den Jungen eine Seite aus Luthers Katechismo auswendig lernen läßt.

Die Sache wird dadurch immer einen großen Schritt weiter kommen, wenn wir Leute erhalten, welche Kopfs genug haben, die Jugend nach dieser Methode zu unterrichten; und in voller Zuversicht auf Ew. Hochw. rühmlichen Eifer, wage ich es, Dieselben zu ersuchen, sich um einige dergleichen Subjekte, vornehmlich aus Sachsen zu bewerben, und mir demnächst einige Nachricht zukommen zu lassen, ob nicht fürs erste mit einem Distrikt um Reckan herum ein Versuch zu machen möglich sey. Diese Leute würden offenbar, wenn sie durch Ew. Hochwürden herüber gerufen wären, auch mehr Zutrauen zu Ihnen haben, und es würde offenbar mehr Vortheil seyn, wenn man ganze Distrikte mit guten Schulmeistern auf einmal besetzte, als wenn alle zehn Meilen einer angesetzt würde.

Ew. Hochwürden sollen hiebey mit keinem Auftrag belastet werden; ich verpflichte mich aufs Heiligste, von ihnen nichts zu fordern, als was Ihnen selbst Ihr Eifer für das allgemeine Beste abfordern wird. Ich ersuche sie nur, das

Talent, was Ihnen die Vorsicht gegeben hat, anzuwenden, und werde mirs zur Ehre rechnen, wenn sie über dieses Sujet und über die zu treffende Einrichtung mir Dero Meinung unzurückhaltend zu eröffnen die Gefälligkeit haben wollten.

Ich bin mit einer Hochachtung, die ich auszudrücken nicht im Stande bin

Ew. Hochwürden

Berlin
den 17ten Jun. 1773.

gehorsamster Diener.
Zedlitz.

Herrn Dom-Herrn v. Rochow auf Reckan
p. Brandenburg.

Beylage B.

Drama.

Namen der Kinder.

Schmidt. Martus. Letz. Gorgas. Brosen. Weydemann. Louise.

Anrede.

Schmidt. Verdenken Sie mir das nicht, daß ich jetzt so ungewöhnlich hieher komme; denn es ist auch eine ungewöhnliche Sache, die mich dazu bringt. Ihro Hochwürden haben schon immer an allen Ihren Unterthanen viel Gutes gethan, und nun hören wir, daß sie auch für uns Kinder, wie ein Vater, sorgen wollen. Ich will jetzt nichts mehr davon sagen, weil ich es nicht so sagen kann, wie Sie es werth sind; aber einige von meinen Mitschülern wollen sich für uns alle bey Ihnen bedanken. Seyn Sie so gnädig, und hören Sie mit geduldiger Nachsicht an! Ich bitte darum, und bin ebenso dankbar gesinnet, als die andern Kinder.

Gespräch.

Martus. (lieset) „Ich lebe unter Landleuten — Mich „jammerte des Volks — Neben den Mühseligkeiten ihres „Standes werden sie von der schweren Last ihrer Vorurtheile „gedrückt — Kein moralischer Vortrag wird verstanden — „keine Regel angewandt; sondern der Mensch bleibt sinnlich, „und ist keiner Art von moralischer Glückseligkeit fähig."

Letz. Guten Abend, Martus! bist du das, den ich da so sachte lesen hörte? Ich wünsche dir viel Glück zum neuen Jahre.

Martus. Ich bedanke mich, mein lieber Fritze, für deinen guten Wunsch, und wünsche dir auch wieder viel Gutes von unserm Herre Gott. Vor allen Dingen wünsche ich dir

und allen Kindern rechte Luſt und Liebe, was zu lernen und glücklich zu werden.

Letz. Dazu hätte ich ja wohl Luſt, und die andern Kinder auch. Wenn wir nur recht wüßten, wie wir das machen ſollten! Was haſt du denn da für ein ſchön Buch?

Martus. Das iſt auch noch ein ſchönes Buch. Es iſt ein Schulbuch, das haben Ihro Hochwürden gemacht; und darinn ſtehts, wie mans anfangen muß, daß man was Gutes recht lernt. Ich will dir einmal was daraus —

Letz. O! gieb mirs einmal her, ich muß ſehen.

Martus. Ich will dir was daraus leſen. Denn ſollſt du einmal hören, wie mitleidig daß unſere gnädige Herrſchaft ſchon an uns gedacht haben, und wie herzlich gut daß Sie es mit uns Kindern meynen. Es ſoll uns gewiß in der Schule beſſer gehen, als ſonſt.

Letz. Beſſer ſoll es uns gehen? Das wäre ſchön. Nun ſo lies doch!

Martus. „Ich lebe unter Landleuten. Mich jammerte „des Volks. Neben den Mühſeligkeiten ihres Standes werden „ſie von der ſchweren Laſt ihrer Vorurtheile gedrückt. Ihre „Unwiſſenheit in den nöthigſten Kenntniſſen beraubt ſie der „Vortheile und Erſetzungen, welche die für alle Stände „gnädige Vorſehung Gottes auch dem ihrigen gegönnt hat. „Sie wiſſen weder das, was ſie haben, gut zu nutzen, „noch das, was ſie nicht haben können, froh zu entbehren. „Die Urſachen dieſer ſämtlichen, den Staat in ſeinem „wichtigſten Theile zerſtörenden Uebel, liegt an der vernach„läßigten Erziehung der ländlichen Jugend. Bringt man „nichts in den Kopf, ſo kommt auch nichts ins Herz, „oder deutlicher zu reden: Ohne Begriffe und Grundſätze „entſtehen keine Entſchließungen — kein moraliſches Urtheil „über gut und böſe wird gefället — kein moraliſcher Vor„trag verſtanden — keine Regel angewandt, ſondern der „Menſch bleibt ſinnlich, und iſt, ohne ein Wunder, (wozu „aber die Verheißung fehlt) keiner Art von moraliſcher „Glückſeligkeit fähig."

Letz. Ja, Martus, ich höre da wohl, daß Ihro Hoch=

würden uns bedauern, und ſagen, daß wir nicht glückſelig ſeyn können, weil wirs nicht verſtehen. Aber, du haſt ja geſagt, daß es uns beſſer gehen ſoll in der Schule; wodurch ſoll es uns denn beſſer gehen?

Martus. Dadurch, daß wir das, was gut iſt, beſſer verſtehen lernen, und daß uns das Lernen viel leichter gemacht wird. —

Letz. Leichter? das wäre ja gar zu ſchön. Steht das auch in dem Buche?

Martus. O ja! höre nur zu, ich will dirs leſen: „Ich habe mit Aufmerkſamkeit und Wißbegierde angefangen. „— Denn, haben ſie erſt aufs Wort und auf Sachen merken „gelernt, ſo iſt der übrige Unterricht leicht, und eine Luſt für „Lehrer und Lernende."

Letz. Ich beſinne mich, daß uns der Herr Paſtor das auch ſchon oft geſagt hat: Wir ſollten nur recht Achtung geben, ſo würden wir bald was lernen.

Martus: Und hier haſt du nun gehört, daß das wahr iſt und nützlich, was der Herr Paſtor geſagt hat.

Letz. Ja, das iſt wahr. Ich habe es in dem letzten Examen ſelbſt gemerkt. Wenn ich recht eben zuhörte und Achtung gab, ſo konnte ichs gleich verſtehn, was er uns aus dem Pſalm und Spruch fragte.

Martus. Es iſt mir recht lieb, daß du von dem Examen anfängſt. Haſt du nichts daraus behalten?

Letz. Ja! der Herr Paſtor ſagte: wenn wir jetzt fleißig Achtung geben, das könnte uns viel helfen, wenn wir einmal groß würden. Und das ſtund auch in dem Spruch, den er uns vorgegeben hatte: „Wer ſich frühe dazu ſchickt, „der wird Gnade finden."

Martus. Das habe ich auch behalten, und will es mein lebetage nicht vergeſſen. Hier in dem Buche ſteht das auch. Wenn du noch Luſt haſt zuzuhören, ſo will ich dir noch einmal was leſen.

Letz. O ja! recht gern: du wirſt mir einen großen Gefallen thun, wenn du noch einmal leſen willſt.

Martus. Nun ſo höre denn: dieß ſind gar zu fürtref-

liche Worte: „Wollt ihr alſo, lieben Kinder, daß es euch in „der Welt wohl gehen ſoll, ſo ſeyd aufmerkſam und willig, „was Gutes zu lernen. Die alten Leute ſind ſolchen „Kindern gewogen, und freuen ſich über ſie. Wenn ſolche „aufmerkſame und willige Schulkinder groß werden, ſo geht „es ihnen wohl, denn alle Menſchen ſind ihnen gewogen, „und helfen ihnen fort."

Letz. Du haſt recht, Martus, das ſind gewiß recht merkwürdige Worte! und unſer Herr verdient den beſten Dank von uns, daß Er dieß gute Buch für uns gemacht hat.

Martus. Nicht wahr?

Letz. Ja, ja! ich bedanke mich auch freundlich bey dir, daß du mir ſo viel daraus vorgeleſen haſt.

Martus. Ein andermal, wenn du wieder herkommſt, will ich dir ein ſchreckliches Exempel leſen, von einem Jungen, dem es ſein lebetage darum nicht gut gegangen iſt, weil er in der Jugend nicht gerne in die Schule gieng, und nicht Achtung geben wollte, auch nicht gut thun, und nicht gehorſam werden wollte. Jetzt will ich dirs nur noch kurz ſagen, daß ſich unſere gnädige Herrſchaft auch nicht ſchämt, für uns arme Kinder zu Gott zu beten.

Letz. Für uns zu beten — die Herrſchaft — für uns Kinder zu beten — Martus! iſt das gewiß?

Martus. Du kannſt dich darauf verlaſſen. Wenn du ihr Gebet lernen willſt; ich kann dirs hier aus dem Buche vorſagen.

Letz. Ja, ſage es, ich wills lernen.

Martus. „Du aber, gnädiger und liebreicher Gott, „ſiehe das Verſprechen dieſer Kinder! Du willſt, daß ſie zu „dir kommen ſollen! Sprich Ja und Amen dazu! Segne jede „Wahrheit, daß ſie in ihre Herzen eindringe; auf daß dieſe „Kinder durch Erkenntniß der Wahrheit hier und dort „glückſelig werden! Amen."

Letz. Nun, das iſt mehr, als ich begreifen kann? Die Herrſchaft betet für uns, daß wir ewiglich glückſelig werden! Ich ſage es nochmal, Martus, das iſt mehr, als ich begreifen kann!

Martus. Du kannſt doch das wohl daraus begreifen, daß die Herrſchaft uns gewiß lieb hat, und daß ſie wohl was recht Gutes mit uns vor hat, wenn wir folgen wollen!

Letz. Das wäre grob, Martus, das wäre recht undankbar, wenn wir nicht folgen wollten! Ihro Hochwürden ſinds gewiß werth, daß wir mit großem Fleiß dankbar und gehorſam ſind. So viel Gutes haben ſie uns ſchon gethan! Und was werden Sie nicht noch thun, wenn wirs danach machen!

Martus. Denn — denn ſo werden Ihro Hochwürden uns auch das Briefſchreiben und Rechnen lehren laſſen; wir werden auch lernen, wie wir geſund bleiben können, und noch viele gute Sachen mehr, die ich jetzt nicht erzählen kann.

Letz. Nunmehr glaube ich dir alles, was du mir Gutes davon ſagſt: ich will nun auch mit Freuden in die Schule gehn, und wills allen Kindern ſagen, daß ſie das auch thun. Meynſt du das nicht auch ſo?

Martus. Ich bin völlig mit dir eins. Ich will das ſo gerne thun, als du.

Letz. Aber ſage mir noch: Wer ſoll uns denn das alles weiſen, was du zuletzt erzählt haſt, das Rechnen — und —

Martus. Gleich will ich dir das ſagen. Aber da kommt Louiſe. Wir wollen erſt hören, was die bringt; die mag uns rufen wollen.

Louiſe. Nein! rufen will ich euch eben nicht. Ich wollte nur ſehen, was ihr hier macht. Ich dachte, ihr wolltet etwa dießmal der gnädigen Herrſchaft vorzüglich gut neu Jahr ſagen, weil Sie Sich unſerer ſo vorzüglich in dieſem Jahre annehmen will.

Letz. Du haſts errathen, Louiſe, und ich merke wol, daß du das auch ſchon wiſſen magſt, was Martus mir erzählt hat. Ich hatte dich ſonſt ſchon bedauert, daß du das nicht auch gehört hatteſt. Denn ich weiß, daß du auch gerne was Gutes höreſt und lerneſt. Es war gewiß recht was Schönes.

Louiſe. Ja, ich weiß es ſchon, mein lieber Fritze, und ich freue mich eben ſo ſehr, wie du darauf, daß wir Mädchen nun doch auch mehr und beſſer ſollen lernen können, als ſonſt.

Letz. Weißt du denn auch, wer uns das alles weiſen und lehren ſoll?

Louiſe. Das weiß ich auch, und will dirs ſagen, wenn du es wiſſen mußt.

Letz. Nun, wer denn? thue mir den Gefallen und ſage mirs!

Louiſe. J! Herr Bruns.

Letz. Herr Bruns?

Louiſe. Nicht anders!

Letz. Den kennen wir ja! das iſt ein hübſcher freundlicher Mann, bey dem wollen wir wohl was lernen.

Louiſe. Das denke ich auch. Und den haben Ihro Hochwürden angenommen, daß er uns alles lehren ſoll, was uns nützlich iſt; und geben ihm ſelber allein ſo viel darvor, als wir alle zuſammen und das ganze Dorf ihm nicht würden gegeben haben, daß er leben kann, und über unſern Unterricht nicht braucht verdrüßlich, und der Arbeit müde zu werden.

Letz. Louiſe! du erzählſt ſonſt immer gerne, was du weißt; und mich dünkt, ich ſehe dirs an, du willſt mir noch mehr ſagen.

Louiſe. Das will ich wohl; denn ich weiß auch, daß Ihro Hochwürden für uns eine ſchöne neue Schule, und in der Kirche eine ſchöne neue Orgel bauen wollen.

Letz. Eine Orgel? das iſt was koſtbares! nun will ich noch lieber in die Kirche und ins Examen gehen, und die großen Leute werden auch wohl fleißiger und öfter hinein gehen.

Louiſe. Das, hoffe ich, werden ſie gewiß thun, zumal da die gnädige Herrſchaft ſolch gut Exempel darinn geben: denn Sie gehen immer ins Examen. Aber willſt du denn nicht auch gerne in die Schule gehen?

Letz. Ey, allerdings! das verſteht ſich von ſelbſt.

Louise. Es wird auch dein Schade nicht seyn: denn Ihro Hochwürden haben allerley schöne Sachen ausgedacht, als gute Bücher, Pappier, u. d. gl. die wollen Sie denen Kindern schenken, welche recht verständig und ordentlich werden. Und Ihro Hochwürden wollen uns auch selbst in der Schule besuchen, und uns — —

Letz. Was — besuchen — uns — Ihro Hochwürden — besuchen — uns —

Louise. Ganz gewiß!

Letz. Nein! nun kann ich nicht länger warten, ich muß gleich hin, und Ihro Hochwürden unterthänig Dank sagen vor so viele Gnade, und Ihnen neu Jahr wünschen und anloben, daß ich fleißig für Sie beten will, und ordentlich und verständig, und gehorsam und fromm werden.

Martus. Nein! Fritze, bleib du hier! Fleiß und Gehorsam und Gebet für die Herrschaft wollen wir selbst thun. Aber die heutigen besondern Wünsche und Dank sollen Ihr diese unsere kleinen Schwestern für uns alle bezeigen.

An den gnädigen Herrn.

Gorgas.

Gnade, Weisheit, Ordnung, Tugend
Sind die Bilder Ihrer Seele,
Gnade ists, daß Alter, Jugend
Hört die nützlichsten Befehle.
Kirch und Schul ist Weisheitsvoll,
Liebe wiederfährt den Armen.
Wie man recht fromm leben soll,
Lehrt Ihr Beyspiel — Ihr Erbarmen.
Drum, ihr Kinder, wünscht Ihm Leben,
Wünscht ihm Segen, wünscht Ihm Glück, —
Durch dieß Jahr, so Gott wird geben,
Wünscht Ihm tausendfaches Glück!
Unser ganzes Dorf stimmt ein —
In den Augen kann mans lesen:
Sie, Sie sollen Vater seyn!
Wer ist je so gut gewesen?

An den Prediger.

Brosen.

Bester Lehrer! Ihre Treu können wir nicht gnug erheben,
Sie lehrt uns nach Gottesfurcht, nach der wahren Weisheit streben.
Alt und Jung' in diesem Jahr, wird den Lehren, die Sie geben,
Suchen nachzuleben.

An den neuen Schullehrer.

Weydemann.

Unsre Schul soll fernerhin
Fleiß und Ordnung zieren.
Nichts von Unart, Eigensinn
Sollen sie verspühren.
Unsre Kindheit im Gehorsam werden wir durchleben;
Unsere Jugend wird ein Beyspiel andern Dörfern geben.
Noch im Alter werden wir für die weisen Lehren
Sie verehren.

Chor.

Du bist der Wahrheit Freund;
Laß mich auch Wahrheit lieben,
Und mit stets munterm Fleiß
In alle dem mich üben,
Was mich zur Weisheit führt;
Zur Weisheit, die dich ehrt,
Und allem Beyfall giebt,
Was du uns selbst gelehrt.

Hilf deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich,
Und der bedrängten Glieder.

Gieb Glück zu jeder guten That,
Und läß dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unsre Herrschaft nieder.

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf Ihrem Sitze throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Dorfe wohne;
Daß Treu und Liebe bey uns sey;
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Christo deinem Sohne!

Beylage C.

Ich habe in diesen Tagen die v. Rochowschen Landschulen abermals besucht, und neue Ursachen gefunden, damit zufrieden zu seyn, und zu bemerken, daß der wichtige Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet, und nicht sowohl auf Vielwisserey und Auswendiglernen, sondern darauf gehalten wird, daß den Kindern alles und jedes deutlich gemacht, und das, was ihnen undeutlich ist, nicht durch Metaphern, durch substituiren anderer ihnen eben so undeutlich seyender Ausdrücke, oder bildlicher Ausdrücke, sondern durch Begriffe, die ihnen schon bekannt sind, erklärt, und überhaupt Gelegenheit gezeigt wird, das ihnen Vorgetragene in ihrem Leben anzuwenden, welches denn wohl der einzige wahre Weg ist, die Absicht aller Pädagogie, nehmlich bessere und fürs thätige Leben brauchbarere Menschen zu bilden, zu erreichen.

Reckan, den 26sten May,
1779.

Zedlitz.

Beylage D.

Instruktion
für die
Land-Schulmeister.
1773.

Allgemeine und besondere Vorschriften für einige Schullehrer auf dem Lande.

I. Allgemeine.

1) In Ansehung der äußerlichen Zucht der Kinder.

Die Schullehrer müssen die Kinder frühzeitig zu alle dem gewöhnen, was die Sittlichkeit und Wohlanständigkeit im gemeinen Leben mit sich bringt, und ihnen bey aller Gelegenheit erinnerlich machen, daß auch der Aermste dazu weiter nichts braucht, als Aufmerksamkeit auf sich selbst, wie auf das, was ihm an andern gefällt, und frühe Angewohnheit.

Vornehmlich müssen sie dieselben zur Reinlichkeit, Höflichkeit und Sittsamkeit anhalten. —

Zur Reinlichkeit, daß sie sich ordentlich waschen; (welches ihnen auch von Seiten der Gesundheit wichtig gemacht werden kann) sich nicht im Kothe herum wälzen, (welches ihnen durch Vorhaltung, daß das Schweinartig sey, widrig zu machen ist) u. d. gl. —

Zur Höflichkeit gegen die, die größer als sie sind, oder ihnen fremd, oder auch ihres gleichen, daß sie den Hut oder die Mütze abnehmen, sich in verschiedenem Maaße verbeugen; wobey ihnen das Hintenauskratzen mit den Füßen, gleich einer Henne, zu untersagen, und überhaupt eine ordentliche Stellung des Leibes zu lehren, und dabey

zu vergleichen des Domherrn v. Rochow Schulbuch S. 85. Sehr dienlich wird hierzu seyn, wenn Schullehrer die Kinder beim Ein- und Ausgang aus der Schule zu anständiger Verbeugung und Entblößung des Hauptes anhalten, und denen, die sich folgsam oder vorzüglich artig darinnen beweisen, auch durch eignes besonders freundliches Bezeugen ihre Zufriedenheit merken zu lassen. —

Zur Sittsamkeit, daß sie sich nicht näcken, stoßen oder schlagen; in der Schule nicht nach den Fenstern fahren, wenn sich draußen ein Geräusch erhebt, außer derselben nicht im Dorfe zusammen laufen, wenn etwas vorfällt, das ihnen nichts angeht; andere nicht behorchen, oder Redenden ins Wort fallen, oder eher reden, bis sie gefragt werden.

Bey dem allen versteht sichs, daß die Schullehrer nicht nur in der Reinlichkeit und Höflichkeit ihnen ein gutes Exempel geben müssen, sondern auch außer den Schulstunden, mehr als Freunde der Kinder sich um sie bekümmern, durch Besuchung der Eltern in ihren Häusern; Auf- und Niedergehen im Dorfe, und Ergreifung beyder Gelegenheiten zu gelegentlichen freundlichen Erinnerungen, Warnungen für Unarten, oder froher Billigung des Gegenseitigen.

2) Beim Unterricht ist überhaupt folgendes zu beobachten:

Die Schullehrer müssen einmal ihre Unterweisung auf das alles ausdehnen, was im gemeinen Leben vorfällt, oder den Kindern dereinst in jeder Lebensart nützlich seyn kann, und ihnen das faßlich zu machen suchen, z. E. die allgemeinsten Gründe der Erdbeschreibung, die verschiedenen Gattungen der Thiere, Bäume und Holzarten, der Getraidearten, der Handwerker; den Gebrauch der natürlichen Dinge zur Nahrung, Wohnung, Bekleidung, Bedeckung, Erwärmung, Heilung u. s. w. und das alles am Ende darauf lenken, daß ihnen Gott bey allem, was sie dereinst erwachsen in der Natur sehen, groß und erfreulich ist.

Sie müssen zweytens sich nie so lang bey einer Sache verweilen, damit die Aufmerksamkeit der Kinder nicht ermüdet wird, aber dafür dieselbe Sache desto öfter

wiederholen, wovon nachher noch besondere Vorschrift ertheilet werden soll.

Was sie also merken sollen, muß ihnen durch öfteres Lesen und Wiederholen, nicht durch strenges Auswendiglernen eingeprägt werden. Dabey ist ihnen doch aufzugeben, daß sie, wenn sie bereits lesen können, einige kurze Sätze aus dem neuen ABC Buch, oder den Teil der Schriftlesung, den man mit ihnen in der Schule traktiret hat, zu Hause wieder überlesen sollen, und den andern Tag erzählen, was sie behalten haben.

Anmerkung: Bei diesem Wiedererzählen muß man sie dazu gewöhnen, daß es deutlich, kurz und ordentlich geschehe. Man muß ihnen darauf helfen, so lange sie noch nicht Dreistigkeit oder Verstand genug dazu haben, durch Fragen: Hast du nicht das gelesen? auch das? die gefaßten Ideen in ihnen wieder auflebend machen. Vor allen Dingen aber ist auch darauf zu sehen, daß sie beim Selbstlesen etwas gutes und nützliches für sich nebenher denken, und davon Red und Antwort geben lernen.

Dazu ist dienlich, wenn man, ehe sie darinn geübt sind, nachdem sie ihre Erzählung geendiget, fragt: Was ist dir dabey eingefallen? Bey dem Worte, bey der Sache? Das Kind hat z. E. zu Hause gelesen den ersten Psalm. Es soll wieder erzählen kurz, was es sich daraus gemerkt hat. Es antwortet: daß man nicht wandeln soll im Rath der Gottlosen. Ich setze nun voraus, daß ihm schon erklärt worden, dieß sey so viel, als an dem Bösen, das andere thun oder thun wollen, keinen Theil nehmen, nicht mit bösen Leuten zusammen halten: so könnte nun gefragt werden: Ist dir bey dem Wort Rath nicht etwas eingefallen, das gut ist? — Giebt man nicht auch Rath? Ist das etwas Gutes? Wie heißen daher die Menschen, die das thun? Rathgeber. Bringt das auch Ehre in der Welt? Wie ehrt der König die, die sich darauf verstehen? Er giebt ihnen den Titel Landrath, oder Kammerrath, Kriegs-Rath, Geheimerrath, und so in allen andern Fällen.

Ingleichen, daß die Größern einen ganz kurzen Spruch,

ein gutes Sprichwort den Kleinern vorsagen, und sie oft daran erinnern sollen. Doch muß der Spruch so verständlich seyn, als er nur immer kann gefunden werden, und kommen dergleichen genug in dem gedachten A B C Buche, in den Salomonischen Sprüchen, Jesus Sirach, und den nachher ausgezeichneten Schrifttheilen und Stellen vor.

Es wird viertens gut seyn, wenn die Schullehrer sich mit den in ihrem Dorfe herrschenden Arten des Aberglaubens bekannt machen, und bey jeder Gelegenheit ihnen durch die faßlichsten Vorstellungen die vernünftigere Denkungsart beyzubringen suchen. Gespenstergeschichte, und alles Geschwätze von Donnerkeulen, Blutregen, Besprechungen, Anhängezetteln wider das Fieber, muß man ihnen aus dem Kopfe bringen. Und das kann leicht und kurz geschehen, z. E. wenn man ihnen sagt: Nichts, mein Kind, hat eine Kraft, dich zu erhalten, oder zu heilen, als was aus der Erde kommt, oder sich davon nährt. Würdest du wohl, wenn du hungertest, einen Zettel anhängen, um satt zu werden. Nun so siehe, so ists auch mit den Mitteln gesund zu werden.

Endlich kann der Lehrer, wenn etwas im Dorfe vorgefallen, das den Kindern merkwürdig gewesen, als: die Taufe eines Kindes, die Beerdigung eines Todten, oder was es sonst ist, wovon das ganze Dorf spricht, daher Gelegenheit nehmen, den folgenden Tag seinen Unterricht darauf zu richten, und ihnen davon das zu sagen, was entweder ihren Verstand aufklären, oder zum gut und fromm seyn auf irgend eine Weise nutzbar seyn kann.

II. Besondere.

1) Die Zucht der Kinder beym Unterricht betreffend.

Damit diese desto besser anschlage, so müssen die Lehrer vor allen Dingen über sich selbst wachen, daß sie sich keine üble Stellungen und Geberden in Gegenwart der Kinder erlauben, sich selbst beim Unterricht reinlich und ordentlich kleiden, wenn auch nicht gleich vollständig anziehen; während

der Schulstunden keine Nebensachen treiben, nicht Toback rauchen, nicht Schmähworte oder sonst unanständige Reden von sich hören lassen. Dann müssen sie auf alle Kinder fleißig umhersehen, ob sie Acht haben, und den Nichtaufmerkenden sogleich mit einer Frage, oder mit der Aufgabe im Lesen fortzufahren, überraschen. Und welches hiemit zusammen hängt, so sind sie überhaupt zur Aufmerksamkeit in den Lehrstunden so zu gewöhnen, daß jedes auf ihnen vorher bekannt gemachte Zeichen oder Wink dieses sogleich aufhören muß zu lesen oder zu antworten, und dann ein anderes, nach gegebenem Wink, sogleich fortfahren. Jedes hörbare Auflegen der Hand auf den Tisch muß ihnen statt aller Worte zum Stillsitzen oder Stillschweigen Befehl seyn. Jeder, der außer der Reihe aufgerufen wird, welches oft geschehen muß, muß sogleich bereit seyn.

Stets müssen sie von Ermahnungen zu Verweisen, von diesen erst zu Drohungen, und dann endlich zu wirklichen Bestrafungen übergehen, und selbst in dem Maaße von dem allen nach der Größe des Vergehens sich richten.

Auch müssen die Kinder gewöhnt werden, sich zur rechten Zeit in der Schule einzufinden, und der Lehrer, so bald der größte Haufe beysammen ist, anfangen, damit auch daraus die Kinder seinen Ernst erkennen. Ist eins ganz ausgeblieben, so muß der Schullehrer nach den Schulstunden sich darnach erkundigen, und nach Befinden die nachläßigen Eltern, doch nicht im Beysein des Kindes, oder das nachläßige Kind ermahnen.

Weil endlich im Sommer das Schulgehen am meisten vernachläßiget wird, so müssen die Schullehrer sich ernstlich versichern, welche Eltern wirklich ihre Kinder zur Feldarbeit oder Wartung der ganz kleinen brauchen, und dann auf das Schulgehen derer, die dazu fähig sind, und nicht so nöthig gebraucht werden, dringen, auch sie so lange, bis sie in Ordnung gebracht sind, selbst zur Schule zusammen holen.

2) In Ansehung des Unterrichts ist folgendes zu merken:

Zuerst muß derselbe zwischen den Kindern so vertheilet

werden, daß keines ohne Beschäftigung gelassen wird, und doch auch keines das andere hindert. Dieß kann geschehen, wenn, indem der eine Theil schreibt, der andere im Buchstabiren und Lesen geübt wird, und ein dritter, der schon lesen kann, inzwischen für sich leise die kurzen Sätze in dem neuen A B C Buch, oder in den gleich anzuführenden Schrifttheilen lesen muß.

Mit diesen Lesen aus der Schrift kann etwa alle fünf oder sechs Tage eine Lesung der kurzen Sätze aus dem A B C Buch verwechselt werden. Aber es muß alle Tage etwas gelesen werden, und das entweder in der ersten, oder zweyten, oder dritten Stunde u. s. w. damit den Kindern durch dergleichen Einförmigkeit die Sache nicht zum Eckel werde. Und weil ihnen vieles aus der Bibel nach ihrem Alter und Fähigkeiten nicht verständlich gemacht werden kann, oder sie auch nach ihren Bedürfnissen nicht alles zu verstehen brauchen; so muß auch nicht die ganze Bibel mit ihnen durchgelesen werden. Zu dem Ende sind vor der Hand folgende Stücke für sie zureichend:

1. B. Mos. XIII. XXXVII. XXXIX. XL. XLVI. —
Psalm I. VIII. XV. XIX. XXIII. CIV. CXI. CXIX. CXXXV. CXXXVI. CXXXIX. CXLVII. CXLVIII.
Die Sprüche Salomonis (mit Ausnahme der beyden letzten Kapitel).
Jesus Sirach —
Matth. VI, 24—34. VII, 16—29. XVIII, 21—35. XX, 1—16.
Marci IV, 1—34.
Luc. X, 21—42. XI, 1—13. XV. ganz.
Joh. I, 6—28. XVII. ganz.
Röm. XII. XIII. ganz.
Ephes. IV, 1—6. 15—32. V, 1—30. VI, 1—9.
Colossi. III. bis IV, v. 7.
Tit. II. ganz. III, bis v. 8.
Ebräer IX. ganz.
Der Brief Jakobi.
1 Joh. II. III.

Wo aber auch hier ganze Kapitel vorgeschrieben sind, so will damit nicht sagen, daß sie deßwegen allezeit mit einmal müssen abgelesen werden: Nach dem, was nachher gesagt werden soll, beym eigentlichen Unterricht, kann auch nur oft ein Drittheil von einem Kapitel gelesen werden, und ein allzulanges muß, um die Kinder nicht zu ermüden, nur selten ganz gelesen werden.

Bey dieser Bibellesung müssen Wörter und Redearten, die nicht im täglichen Leben vorkommen, oder doch ohne sie zu verstehen gebraucht, auch wol gar unrichtig gebraucht werden, sogleich mit einem andern deutlichen verwechselt, und die Kinder nach der Reihe gefragt werden, ob sie es wissen und verstanden. Z. E. Titum III, 4. Leutseligkeit so viel als Menschenliebe.

Endlich müssen die Lesefähigen jedesmal alle im Lesen geübt werden, so daß es immer nach jedem Verse heiße: der Folgende; und die kleinern müssen dabey zur Stille und zum Zuhören fleißig angehalten werden. Hiermit fällt also das sogenannte Zusammenlesen ganz weg, welches durchaus nicht geduldet werden muß, so wenig, als das mechanische Zusammenantworten.

Beym Unterricht des Schreibens ist zu merken, daß die Kinder zur Schönschreiberey, wie zur Rechtschreibung nicht sowol durch Regeln, die sie nicht verstehen, und ihnen die Sache eckelhaft machen, als vielmehr durch gute Vorschriften müssen angeführt werden, und so auch durch fleißige Durchsicht und Verbesserung dessen, was sie geschrieben haben.

Die Rechtschreibung kann ihnen am leichtesten beygebracht werden, wenn die Schullehrer ihnen solche Wörter am häufigsten und zu wiederholtenmalen vorschreiben, die entweder von den gemeinen Leuten falsch ausgesprochen, und darnach falsch geschrieben werden; oder die auch wol von Geübtern leicht im Schreiben verwechselt werden, als wir und mir; das und daß, wider, so viel als gegen, und wieder, so viel als nochmals; Heide, ein ungebautes und unfruchtbares Feld; Haide, ein Wald; der Heyde,

ein Unchrist. Glück, nicht Glük, weil der vorhergehende Vokal ein ck erfordert: Dank, nicht Danck, weil der vorhergehende Konsonant kein ck leidet; Blitz wegen des vorhergehenden Vokals; hingegen Excellenz, nicht Excellentz wegen des vorhergehenden Konsonanten.

Den Geübtern, die schon im Zusammenhang schreiben können, müssen kurze, angenehme und nützliche Geschichtchen, oder Verse aus den vorhin angezeigten Schrifttheilen, und gleich anzuführenden Gesängen vorgeschrieben werden. Und noch müssen es die Schullehrer nicht auf die Eltern ankommen lassen, ob und welche von ihren Kindern das Schreiben lernen sollen.

Alle, die völlig lesen können, müssen in der Stunde, in der die andern, wie vorhin erinnert worden, buchstabiren, sich mit Schreiben beschäftigen.

Die Kinder müssen nun auch mit Anmuth und zur gegenseitigen Erweckung beym öffentlichen Gottesdienst, singen lernen. Die Schullehrer müssen ihnen also auch im Singen Anweisung geben. Für die, welche noch gar keinen Ton zu halten wissen, kann wöchentlich eine eigene Stunde dazu ausgesetzt werden, doch so, daß die übrigen auch dabey gegenwärtig sind. Zur Uebung aller, und Erweckung zum Guten muß zum Anfang und beym Beschluß der Schulstunden ein oder zwey kurze Verse gesungen werden, nach folgender Auswahl:

Beym Anfang:

Vers. 12. 13. des Lieds: Heut ist des Herrn Ruhetag, oder
V. 16. 17. desselben.
V. 1. 4. d. L. In allen meinen Thaten.
V. 6. — Aus meines Herzens Grunde.
V. 8. — O Jesu, süßes Licht.
V. 2. — O Gott, du frommer Gott.

Oder die beiden Verse aus einem bekannten Gellertschen Liede beym Anfang der Morgen-Lektionen:

Gelobeſt ſeyſt du, Gott der Macht,
Gelobt ſey deine Treue!
Daß ich nach einer ſanften Nacht,
Mich dieſes Tags erfreue.
* * *
Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen,
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Beym Beſchluß:

Vers 7. des Lieds: Wenn meine Sünd mich kränken, oder
V. 7. — Wir Menſchen ſind zu dem, o Gott,
V. 8. — O Gottes Sohn, Herr Jeſu Chriſt,
V. 16. — Du ſagſt ich bin ein Chriſt,
V. 14. 15. — O Jeſu Chriſt mein ſchönſtes Licht,
V. 3. — Wer Gott vertraut, hat wohl
V. 5. 6. — Dank ſey Gott in der Höhe,
V. 17. 18. — Ich weiß, mein Gott, daß all mein
V. 7. 8. — Lobet den Herrn alle die ihn ehren,
V. 7. — Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut,
V. 1. 2. — Nun danket alle Gott,
V. 2. 3. — Herzliebſter Jeſu Chriſt.

Oder folgende Verſe:

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden:
Die Luſt der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig wie mein Geiſt beſteht,
* * *

Was dieſes Glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret,
Gott, du gewährſt es gern:
Was dieſes Glück verletzet,
Wenns alle Welt auch ſchätzet,
Sey, Herr mein Gott, mir ewig fern.

Aber, wie ſchon geſagt, die Schreiber müſſen dieſe Verſe oft ſchreiben, damit ſie ſich dieſelbigen geläufiger machen. So lange dieß ihnen fehlt, kann der Geſang ſo eingerichtet werden, daß der Schullehrer denen, die Geſchriebenes leſen können, ſie in ein kleines Buch zuſammenſchreibt, welches dann ein jeder mitbringen muß, ſo werden ſie die Kleinern durch öfteres Hören auch lernen.

Sind die Kinder nun etwas im Leſen gedruckter Bücher und im Selbſtſchreiben geübt, ſo müſſen ſie auch das von andern Geſchriebene im Zuſammenhang leſen lernen, und keiner eher aus der Schule zum Konfirmations-Unterricht beym Herrn Prediger entlaſſen werden, bis er in dem allen, wie in dem folgenden genugſam geübt iſt.

Die Anfangsgründe des Rechnens den Kindern beyzubringen, müſſen ſich die Schullehrer das eilfte Kap. aus dem Rochowſchen Schulbuche bekannt machen und ganz darnach verfahren. Den Schreibern können ſchon die Zahlen vorgeſchrieben, und die Leſer im Leſen und richtigen Ausſprechen derſelben, z. E. Eins, nicht Ens geübt werden. Das Rechnen ſelbſt aber muß mit denen vorgenommen werden, die bereits im Leſen und Schreiben geübt ſind.

Es folgt nun

der eigentliche Unterricht.

Zuerſt in allerley gemeinnützigen Kenntniſſen.

Die hieher gehörigen Kenntniſſe ſelbſt ſind oben bey den allgemeinen Vorſchriften des Unterrichts ſchon überhaupt bemerkt, und zum Theil angegeben worden, und müſſen die Schullehrer darüber fleißig das Rochowſche

Schulbuch vom vierzehnten Kap. bis zu Ende zu Rathe ziehen; aber durchaus ſich hüten, etwas Falſches zu ſagen, und wenn ſie ſich nicht gewiß ſind, die Sache ſelbſt recht zu verſtehen, lieber ganz davon ſchweigen.

Die Zeit des hierinn zu ertheilenden Unterrichts muß nicht nach beſondern Stunden abgemeſſen werden, ſondern die Gelegenheit genutzt, die die ausgezeichnete Schriftleſungen dazu geben, wie man ſie denn auch in dieſer Rückſicht mit gewählet hat, und beym Leſen derſelben aus dieſer Urſache vorläufig erinnert, daß es nicht darauf ankomme, wie viel Verſe, oder wie wenige mit einmal geleſen werden. — So kommt z. E. 1 B. Moſ. XIII, 1. die Erwähnung der Mittagsgegend vor. — Es wird Egypten, ein Land, genannt, es iſt von Silber und Gold die Rede; von zweyen Städten, Bethel und Ai, u. ſ. w. Da kann denn der Schullehrer bey dem dritten Verſe Halt machen laſſen. Er kann ſagen: ſeht ihr Kinder, Egypten war ein Land, Bethel und Ai waren Städte in einem Lande, wie z. E. das Brandenburgiſche Land wieder ſeine Städte hat. Er kann noch hinzuſetzen: ein Land iſt eine weitläuftige Gegend, die viele Städte, Flecken, Dörfer in ſich begreift, und in welcher die Menſchen nach einerley Sitten leben, (welches letzte vielleicht auch wol anfangs wegbleiben kann). Das muß er ihnen nun ein bischen erläutern: Seht ihr Kinder, ſo ſind in unſerm Lande viel Städte: Berlin, Spandau, Potsdam, viel Dörfer, nicht weit von hier iſt gleich Britz, Tempelhof, Rudow, und ſo leben wir alle, wie es der König will gehalten wiſſen. Er kann auch hinzuſetzen: Städte ſind bald anſehnlichere, größere und volkreichere, bald kleinere. Die anſehnlichſte nennt man die Hauptſtadt, oder, wenn der Landesherr darinnen wohnt, die Reſidenz, die kleinern Landſtädte. — Oder er kann dieß (ſ. nachher Art des Unterrichts) auf ein andermal verſpahren, und vor dieſesmal beym Vieh, Silber und Gold, oder auch nur bey dem Reichthum, der in Vieh beſtehet, ſtehen bleiben, daß er ihnen ſagt: Ihr Kinder, wer reich iſt, der hat viel, was andre Menſchen nicht haben:

und man wird es, wenn man fleißig, ordentlich und fromm ist, nicht säuft, nicht stiehlt, nicht betrügt, nicht hurt. So ein guter rechtschaffener Mann war Abraham. Und der war nun reich an Vieh. Denn alles, was große Nahrung bringt, und wofür man, wenn man will, viel Geld lösen kann, ist so gut als Geld, und macht reich. So ist der reich, der viel Korn hat; auch der, der nichts auf seinem Acker, oder in seinem Garten unbebaut läßt; auch der, der viel Verstand hat; denn alle diese Dinge bringen Silber und Gold ein. —

Ein anders Exempel aus dem 104. Psalm zu geben, so wird in demselben fast des ganzen Naturreichs gedacht. Es könnte also der Schullehrer gleich zu Anfang das erinnern, ihnen das Wort kurz verständlich machen, daß es so viel sey, als alles, was Gott über der Erde und unter der Erde geschaffen hat; dann die Eintheilung in das Pflanzen-, Stein- und Thierreich, in dieser Ordnung und mit einer kurzen deutlichen Erläuterung. Oder er kann bey dem Worte Wind sich aufhalten, Luft und Wind ihnen verständlich machen; sagen, daß aus Luft Wind entstehe; die Luft allezeit da sey, wenn man es auch gleich nicht merklich fühlt, und der Mensch gleich ohne sie ersticken müßte; — etwas von der Eintheilung der Winde nach den Himmelsgegenden, oder der Stärke und Schwäche hinzusetzen, und dann mit Erzählung ihres Nutzens, zur Bewegung des Wassers, daß es nicht faule, zur Reinigung der Dünste, zur Austrocknung des zu feuchten Erdbodens, zur Schiffahrt, und wie Gott das alles weislich und gnädig geordnet hat, schließen. — Noch kann er ihnen vor diesesmal bey V. 5. den Unterschied zwischen Erdreich, Erdboden und Erdart lehren, daß jenes die ganze Gegend sey, in der Menschen wohnen, mit allem Gehölz, Gebüsche, Seen, Flüssen, Thieren; das mittelste, das worauf man geht, fährt, steht, pflügt, ackert, u. s. w.; das letzte, die Art der Erde, da eine mehr schwarz, eine andere leimigt, eine dritte sandigt, eine vierte thonigt, und eine fünfte vermischt ist.

Es versteht sich nun aber von selbst, daß dieß nur eine Anweisung für Schullehrer seyn soll, wie sie in einer Stunde bald dieß, bald jenes von nützlichen Kenntnissen den Kindern beybringen sollen, um die Zeit zu sparen, und ihnen durch Mannigfaltigkeit das Lernen angenehm zu machen — eine Vorstellung, darnach sie nun mit eigner Beurtheilungskraft in allen ähnlichen Fällen sich zu richten haben: wobey auch schon manches zur Erleichterung der Einsicht in die beste Art dieses Allerley zu traktiren mit vorgekommen.

Doch ist davon, oder von der Methode, nach der dieser mannigfaltige Unterricht einzurichten, auch noch folgendes zu merken.

Es ist nicht die Meynung, daß der Lehrer bey jeden Vers gleich mit Einmal alles mitnehmen soll, was sich auch von andern gemeinen Kenntnissen dabey denken läßt; auch nicht, daß eine einzelne Materie sogleich erschöpft werden muß: Nein! Er hebt jedesmal nur eine und die andere Materie heraus, sagt zuerst davon das Leichteste, behält sich das Uebrige auf eine andere Gelegenheit vor, und läßt dann weiter lesen. Hat er ein andresmal wieder Gelegenheit, darauf zu kommen, so wiederholt er es, sieht, ob es die Kinder gemerkt haben, und wenn dieß nicht ist, so sagt er es ihnen noch einmal; ist es aber, so setzt er von derselben Sache nun etwas neues hinzu, oder nimmt eine andere Materie vor, von der er noch nichts gesagt hatte.

So, um es mit den vorhergehenden Exempeln zu erläutern, hat er das einmal bey 1 B. Mos. XIII von Städten geredet: Es kommt die Reihe der Lesung wieder an dieß Kapitel, er wiederholt also diesen Unterricht entweder blos, oder er setzt hinzu, als etwas neues, die verschiedenen Eintheilungen der Oerter, in welchen Menschen in mehreren, oder wenigern Wohnungen beysammen sind, als Vorwerke, Lust- und Jagdschlösser, Dörfer, Flecken, Städtchen, woraus Provinzen, aus mehreren dieser Reiche entstehen, z. E. das deutsche Reich faßt viele Länder in sich; wobey er ihnen noch als ein Geschichtchen erzählen kann: Ehemals, ihr Kinder, wohnten die Menschen

zerſtreut und einzeln, aber ſie haben eingeſehen, daß es beſſer iſt, jedem zuträglicher, wenn mehrere beyſammen wohnten; das gefällt auch dem lieben Gott, wenn die Menſchen ſich einander zu helfen, zuſammen leben; es iſt aber gleich gut, ob man in einem Dorfe oder in einer Stadt lebt. — Oder er verſpart dieſen Zuſatz, bis etwa bey Sprüchw. 10, 15. und redet nun von Silber und Gold; daß das Steine ſind, Erze, Metalle; nennt ihnen die geringern Arten: Kupfer, Zinn, Eiſen, und macht ihnen einen allgemeinen Begriff vom Steinreich; oder er verſpart auch dieß bis auf eine Leſung in Sprüchw. und redet von den Himmelsgegenden, Mittag, Mitternacht, Morgen, Abend; oder von den Haupteintheilungen der Thiere, und macht vorläufig den Unterſchied der Wörter Thier und Vieh bekannt.

In dieſen Unterricht muß nun auch der beſondere Unterricht in der Religion ſo mit verwebt werden, daß ihnen in jeder Leſeſtunde etwas deutlich und wichtig gemacht wird, was zur rechten Erkenntniß Gottes, oder Chriſti, oder ihrer ſelbſt, oder ihrer Verbindlichkeiten gegen andre führet, und dabey nach den vorhergehenden Regeln des Mannigfaltigen, der Kürze, der Deutlichkeit, der gelegentlichen Wiederholung, verfahren werden. Um auch hier ein Exempel zu geben: Wenn in der zu Leſe-Uebungen mit vorgeſchriebenen Geſchichte der Brüder Joſephs dieſe einmal redend eingeführt werden: das haben wir an unſerm Bruder verſchuldet; ſo kann gefragt werden: Wie kamen ſie auf dieſen ängſtlichen Gedanken? Wer ſagte ihnen das? Was war in ihnen, das ihnen das ſagte? Sie antworten, oder nicht, ſo ſagt man ihnen: das Gewiſſen: und nimmt daher Gelegenheit, ihnen das als die Stimme Gottes in uns vorzuſtellen, die uns entweder für Böſen warnen, oder das Gute billigen, oder das ſchon verübte Böſe an uns ſtrafen ſoll. Man erläutert ihnen das mit Beyſpielen, ſagt ihnen dabey, welche große Sache es ſey, gegen ſein Gewiſſen zu handeln, und alſo dem nahen Gott ſich zu widerſetzen; und ſo in andern Fällen.

Es folgt nun noch zweytens

der ganz besondere Unterricht in der Religion.

Wenn das gleich vorhergehende beobachtet wird, so können dazu zwey Stunden in der Woche zureichen.

Auch in diesen werden besonders die Größern in Erkenntniß der Religion geübt; die Kleinern müssen in aller Sittsamkeit zuhören, und wird ihnen nur dann und wann etwas weniges, das sie verstehen können, vorgesagt, und sie ermuntert, es fein zu behalten. Siehe was oben vom Auswendiglernen gesagt worden.

Wie der Lehrer sich allezeit eines zwar gesetzten aber doch freundlichen und heitern Betragens beym Unterricht befleißigen muß, so hat er vornehmlich bey diesem wichtigen Theil desselben sich dieß zur Regel zu machen, daß es so die Kinder schon an ihm selbst merken können, es sey ein sehr erfreuliches Geschäfte, mit solchen Sachen sich bekannt zu machen. Und deswegen muß er auch hierbey am wenigsten durch wirkliche Bestrafungen die Kinder von einem solchen Unterricht abschrecken. Die Religion soll ihnen nicht eingeprügelt, sondern eingeflößet werden.

So lange nun keine Bücher zu diesem Unterricht vorhanden sind, die man den Kindern zum Leitfaden geben kann, so hat er folgende Sprüche der heiligen Schrift N. T. bey seinem Unterricht zum Grunde zu legen:

Von der heiligen Schrift: Ebr. I, 1 —

Von der Natur, oder dem ganzen Umfang der sichtbaren geschaffnen Dinge: Psalm XIX. Ap. Gesch. XIV, 17.

Von dem Gewissen: Röm. II, 14. 15. — Von diesen also, als den drey Erkenntnißquellen alles Wahren und Guten, diese Sprüche.

Von Jesu Christo, als den, durch den sich Gott so herrlich geoffenbaret hat.

Von seiner unsündlichen Menschheit: 1 Timoth. II, 5. Joh. VIII, 46. Luc. XXIII, 47.

Von seiner Herkunft aus dem jüdischen Volk durch die Maria: Joh. I, 11. Luc. II, 1—11.

Von seiner Sendung von Gott in die Welt, als seines lieben Sohnes: Joh. X, 36. Joh. V, 23. Matth. X, 40. Galat. IV, 4. bis auf die Worte: geboren von einem Weibe.

Von seinem Beruf auf der Welt: α) Wenn er ihn angetreten: Luc. III, 23. vergl. Luc. IV, 14. 15. — β) Worinn er bestanden? nämlich, die Menschen von allem Bösen durch Lehre, Leben, Leiden und Sterben zu erlösen: 1 Timoth. II, 6. 1 Corinth. I, 30. Titum II, 11—14. Joh. I, 6—12. Joh. III, 16—21. Joh. X, 12—18. Apost. Gesch. II, 22. 23. Apost. Gesch. X, 36. 39. Philip. II, 6. 7. 8.

Von seiner Erhöhung nach dem Tode: Philip. II, 9. 10. 11. vergl. Ap. Gesch. II, 24. Ap. Gesch. X, 40. 41. 1 Corinth. XV, 1—7.

Von Gott, der ihn gesandt hat: wie er das Allerhöchste ist, was man sich denken kann; der Weiseste, Beste und Gütigste, der alles, was man sieht, und unendlich vieles, das kein Mensch sehen kann, erschaffen hat, und erhält: Ap. Gesch. XVII, 24—28. Röm. I, 19. 20. (womit nach und nach mehrere Stellen aus den Leseübungen zu vergleichen sind.) der besonders die Menschen als ein Vater liebt, und alles Gute, was sie wirklich bedürfen, für sie ausersehen hat, und unter sie vertheilet: Matth. VI, 24—34. 1 Petri V, 7. der mit ihren Schwachheiten und unvorsetzlichen Fehlern Geduld hat: 2 Petri III, 9. Ap. Gesch. XVII, 30. (erste Hälfte.) aber auch vorsetzliches Böse bestraft: Röm. II, 3. 4. 5. 8. 9. (die letzten Worte weggelassen.) und deßwegen will, daß sich der Mensch bessern, und immer mehr bessern soll; und dem man nie ungestraft widerstrebt, weil er alles weiß und kennet: Psalm CXXXIX, 1—4. Psalm CXXXIX, 7—12.

Von der Welt, und dem Menschen und der Gesellschaft: wie alles, was ist im Himmel, auf der Erde, unter der Erde, Gottes Werk ist; weil es sich nicht selbst hat machen können, und das beste, weiseste, gnädigste Werk ist: Ebr. XI, 3. vergl. mit Ap. Gesch. XVII, 24—28. Röm. I, 19. 20. Psalm XIX. (erste Hälfte.)

wie der Menſch unter den ſichtbaren Geſchöpfen das vornehmſte iſt, weil er nicht nur einen Leib, ſondern auch eine von demſelben verſchiedene Seele hat, alle lebendige und lebloſe Geſchöpfe um ſich her zu ſeinem Beſten regieren und brauchen kann; vieles erfinden; das Erfundene immer mehr ausbeſſern kann: Pſalm CXXXIX, 14. (notetur, das erkennet meine Seele wohl.) 15. Pſalm VIII. Ap. Geſch. XVII, 29. Anf. — wie mehrere Menſchen, die zuſammen leben, für einander arbeiten und ſorgen, eine größere oder kleinere Geſellſchaft ausmachen; die häusliche der Eheleute, Eltern und Kinder die älteſte, für die Welt die wohlthätigſte iſt; Gott will, daß die Menſchen in dieſe oder größere Geſellſchaften treten ſollen: 1 B. Moſ. II, 18. I, 26—30. und ein jeder deswegen Gaben, Kräfte und Fähigkeiten hat, die der andere nicht hat, und gegenſeitig: 1 Corinth. XII, 4. 5. 6. 7. 12—25.

Vom geſellſchaftlichen Wohlverhalten untereinander: Galat. VI, 2. V, 26. Epheſ. IV, 1—6. Philip. II, 1—4. 1 Theſſ. V, 12—15. 1 Petri III, 8. 9. IV, 8—10. II, 12. 1 Tim. II, 1. 2. Tit. III, 1. 2.

Von Standes- und Berufs-Pflichten: Luc. III, 10. 11. 12. 13. 14.

Von der Liebe zu Gott: wie Gott ſie von uns verlanget, nicht gefürchtet, ſondern geliebt ſeyn will: 1 Joh. IV, 18. 19. wie man ſie erweiſet; durch die Beobachtung des allen, was vorher vom geſellſchaftlichen Wohlverhalten, und Standes- und Berufs-Pflichten in den angezogenen Schriftſtellen vorkommt: 1 Joh. IV, 20. durch Demüthigung für ihn im Gebet*) und Dankſagung

*) Anmerkung: Beym Gebet muß man ihnen das Vater unſer aufs faßlichſte erklären; als ein Muſter einer kurzen herzlichen Anrufung Gottes um alles Gute des Herzens und des Lebens. Aber mit dem Herbeten deſſelben muß man gleichſam rar thun, damit ſie deſto ernſthaftere und größere Begriffe davon bekommen. Man kann es etwa ſo machen, daß man den Kleinen, die es noch nicht gelernt haben, es nach und nach lehrt: Erſt ihnen den kurzen Seufzer thun läßt: Vater unſer, der du biſt im

zu Hauſe oder öffentlich: Pſalm L, 14. 15. 23. durch Vertrauen auf ihn, und Ergebenheit in ſeinen guten Willen.

Von der Sünde: Wie das alles Sünde iſt, was der Menſch mit Ueberlegung oder Nachbilligung gegen die Liebe Gottes, die Standes- und Berufspflichten, das allgemeine Wohlverhalten gegen Andre thut: Galat. V, 19—21. Wie der Menſch immer dazu geneigter iſt, als zum Guten: Jakobi I, 14. 15. Wie man dabey, und ſo lange man darinn beharret, Gott nicht gefallen kann: Röm. II, 29. — vergl. mit Gal. V, 21.

Von der Beſſerung: Wenn man geſündigt hat, und dem Glauben an Jeſum, oder ſein Evangelium, wie er uns den Troſt erworben hat, daß Gott, bey erfolgter Beſſerung uns als ein Vater gnädig ſeyn wolle: Röm. VIII, 32. 2 Corinth. V, 19—21. Wie das an ihn glauben heiße, oder ſein Freund ſeyn: Joh. XV, 14. er dieſe Buße oder Beſſerung bis auf die gegenwärtigen Zeiten durch Lehrer und Prediger, und vornehmlich zuerſt durch ſeine Apoſtel verkündigen und den Menſchen anpreiſen laſſen: Luc. XXIV, 47. Ap. Geſch. XVII, 30. was alſo zu dieſer Buße oder Beſſerung gehöre: Epheſ. IV, 25—29. Coloſſ. III, 8. 9.

Vom rechten Gebrauch des Lebens: daß alles an ſich dem Menſchen zum Genuß da ſey, wenn er es zur rechten Zeit, mit Maaß und ohne Verletzung ſeiner Geſundheit, ſeines Vermögens, der Ruhe und Zufriedenheit Anderer gebrauchet: 1 Timoth. IV, 4. 1 Corinth. VII, 31. 2 Timoth. III, 4.

Vom Tode, und dem Zuſtand nach dem Tode: daß

Himmel! Dann ein andermal die erſte Bitte: Geheiligt werde dein Name, und ſo fort. Den Größern ſagt man dabey, das erſte ſey ſo viel, als mit zwey Worten: Himmliſcher Vater! Geheiligt werde, ſo viel, als: Du ſeyſt in aller Welt herrlich, verherrlichet. — Dann ſagt man ihnen, man werde ſie das Vater unſer nach geendigten Schlußgeſang beten laſſen, wenn ſie ſich recht gut und fleißig aufgeführt, weil Gott ſonſt keinen Gefallen daran habe; Jeſus es nur ſolchen guten Menſchen, wie ſeinen Jüngern vorgeſchrieben: Iſt alſo jenes, ſo läßt man es ihnen beten.

man in steter Bereitschaft auf den Tod leben müsse, und die beste Vorbereitung sey, wenn man alle Tage sich befleißige, das Seine zu thun, Gott und Menschen gefällig zu seyn: daß er für den, der nach Gottes Willen nicht weiter leben soll, eine Wohlthat sey, wegen der größern künftigen Glückseligkeit; daß die Seele nicht stirbt: Matth. X, 28. daß auch unser Leib dereinst wieder fester und dauerhafter, herrlicher und vollkommner werden soll, welches die Auferstehung genennet werde: 1 Corinth. XV, 33. — daß alsdann den weisen und guten Menschen auch außerordentlich Wohl, den bösen hingegen außerordentlich Wehe wiederfahren wird: Röm. II, 4—9. in Vergleichung mit der Geschichte vom reichen Mann — dieß die Seligkeit sey, da alles andre Gute, was uns hier wiederfährt, nur Glückseligkeit zu heißen verdiene.

An diesen Entwurf des Unterrichts in der Religion hat sich der Schullehrer genau zu halten, so daß er jedesmal die Hauptsache mit denselben Worten sagt; bey jeder dieselben Beweisstücke braucht, ohne das vorhergehende und nachfolgende dazu zu ziehen; wobey ihm doch frey stehet, aus den zu Leseübungen vorgeschriebenen Schrifttheilen zuweilen einen Ausspruch oder eine Erzählung am gehörigen Orte beyzufügen.

Alles dessen muß er sich also zu lehren enthalten, was nicht hier ausdrücklich vorgeschrieben ist, und dem künftigen Unterricht des Herrn Predigers überlassen werden kann. Er muß also auch die Wörter Genugthuung, Erbsünde; der Redearten Gottmensch, ewige Zeugung, Vereinigung der beyden Naturen, die den Kindern nicht verständlich genug sind, und mehr für den gelehrten Gebrauch sind, nicht in seine Anweisung mischen; alle das Gedächtniß beschwerende Eintheilungen, die in den vorhergehenden nicht vorkommen, so wie figürliche Ausdrücke des alten Menschen, der alten Kreatur, und des neuen im Gegensatz; das Ergreifen des Verdienstes Jesu, und dergleichen, durchaus vermeiden.

Alle Erläuterungen seines Vortrags muß er aus der den Kindern vor Augen liegenden Natur, ländlichen Verfassungen, Sitten, Untugenden und Lastern hernehmen; sie immer aus der Erfahrung ihrer Sinne auf das: was Gott ist; was er gegen uns ist; und wir gegen ihn seyn sollen, schließen lehren.

Damit sie endlich auch das Allgemeinste von der Biblischen Geschichte und dem Zustand der Völker zu den Zeiten Jesu fassen lernen, und in einem kurzen Zusammenhang übersehen können; so haben die Schullehrer dazu sich des VIIten Kapitels aus der Apostelgeschichte bis Vers 53. zu bedienen, und aus dem Brief an die Römer das I. Kap. vom 21 bis 25 V. und das II. Kap. vom 17 bis 24 Vers dazu zu nehmen, und aus beyden zusammen den Kindern zu erzählen, aber kurz und auf eine angenehme Weise: wie zu den Zeiten Jesu die Hauptvölker Juden und Heiden oder Griechen gewesen; beyde gleich verdorben; jene die Juden, auch Israeliten genennet worden; die nun die Hauptveränderungen von ihrem ersten Ursprung an erfahren; aus diesem Volk Jesus hergekommen; von ihnen verworfen worden, ob er es gleich so herzlich gut mit ihnen gemeint; dagegen seine Lehre von andern Völkern angenommen, und jene dafür sehr sichtbarlich von Gott zerstreuet worden.

Noch haben die Schullehrer für sich folgende Bücher fleißig nachzulesen, und zum Besten der Jugend sich mit ihrem Inhalt bekannt zu machen.

In Ansehung der deutschen Sprache: Heynatz, deutsche Sprachlehre, Berlin 1777.

In Ansehung natürlicher Kenntnisse: Sturms Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur auf alle Tage im Jahre.

In Ansehung der Religion: Außer dem Rochowschen Schulbuche, das Sittenbüchlein für das Landvolk, Frkf. 1743. Predigten für Kinder.

Alle sind hier in den Buchläden zu haben.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Langenhäuser Schuldisciplin

NEUDRUCKE PÄDAGOGISCHER SCHRIFTEN.

HERAUSGEGEBEN VON ALBERT RICHTER.

II.

GREGORIUS SCHLAGHART

ODER

DIE DORFSCHULE ZU LANGENHAUSEN

VON

JOHANN FERDINAND SCHLEZ.

LEIPZIG.

VERLAG VON RICHARD RICHTER.

1890.

Einleitung.

Die Schrift, die hier in einem Neudrucke vorliegt, ist die eine Hälfte eines grösseren Werkes von Schlez, das im Jahre 1795 in der Felsseckerschen Buchhandlung zu Nürnberg erschien unter dem Titel: „Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard oder die Dorfschulen zu Langenhausen und Traubenheim. Ein Erbauungsbuch für Landschullehrer von Johann Ferdinand Schlez, Pfarrer zu Ippesheim.“ Der Verfasser lässt in dem Buche zwei Männer, die, wie er selbst sagt, „beinahe das Non plus ultra in ihrer Art sind“ auftreten, während er „anfangs willens war, Richard allein, als Muster eines vortrefflichen Schulmannes auftreten zu lassen“. „Ich hielt aber,“ sagt er weiter, „diese Abänderung im Plane für nötig, weil ich glaubte, durch eine getreue Schilderung eines verdorbenen Schulmannes und seiner Schule die leider! nur allzu gewöhnlichen Gebrechen erst aufdecken und in ihrer ganzen Kläglichkeit darstellen zu müssen, um dadurch dem Ideale Richard leichteren Eingang zu verschaffen.“

Was also hier geboten wird, ist eine Schilderung, wie sie auf eine sehr grosse Anzahl von Dorfschulen des achtzehnten Jahrhunderts passt, und so hat das Schriftchen zugleich einen nicht geringen Wert für die Geschichte der Volksschule. Einen solchen hat nicht minder die zweite Hälfte des angeführten Buches, in welcher Lorenz Richard dargestellt wird als der Vertreter der Reformideen, als ein Lehrer, der sich an-

gelegen sein lässt, pädagogische Neuerungen und Besserungsvorschläge seiner Schule zu gute kommen zu lassen.

In gewissem Sinne bietet Schlez in beiden Hälften des Buches Selbsterlebtes. Die Schilderung des Gregorius Schlaghart setzt sich zusammen aus einer Menge von Einzelwahrnehmungen, die Schlez an Schulmeistern seiner Zeit gemacht hatte und die hier auf ein einziges Individuum übertragen wurden. Dieses eine Individuum wird dadurch allerdings im eigentlichsten Sinne zu einem wahren Abschaum der Schulmeisterschaft seiner Zeit.

Lorenz Richard dagegen ist in gewissem Sinne Schlez selbst; denn wenn er auch nicht selbst eine Lehrerstelle verwaltete, so liess er sich doch als Geistlicher die Verbesserung der Schuleinrichtungen seines Wohnortes von Herzen angelegen sein, und wie er da auf die Zeichen der Zeit achtete und praktisch thätig als Schulverbesserer eingriff, so kam er auch als Schriftsteller mehrfach den Bestrebungen zur Hebung der Volksschule zu Hilfe.

Johann Ferdinand Schlez war geboren am 27. Juni 1759 zu Ippesheim in Franken, wo sein Vater Pfarrer war. Auf dem Gymnasium zu Windsheim und später von dem Pfarrer Barchewitz zu Herrenbergtheim, dessen anregendem Unterrichte er sehr viel und besonders seine pädagogischen Neigungen zu verdanken hatte, vorgebildet, besuchte er von 1778 ab die Universität Jena, um Theologie zu studieren. Nach der Vollendung seiner Studien trat er im Jahre 1781 sogleich als Gehilfe seines kränkelnden Vaters ein, und als dieser bald darauf starb, erhielt er die Pfarrstelle zu Ippesheim.

Schon hier begann er sein Interesse für Jugend- und Volksbildung zu bethätigen. Zwar gelang es ihm nicht, die Schule seines Wohnortes auf einen wesentlich besseren Standpunkt zu bringen; er sagt darüber: „In der Schule meines Pfarrortes konnte ich wegen Beschaffenheit des alten Kantors nichts Ausgezeichnetes

leisten; er war eine Art von Gregorius Schlaghart.“ Aber als Schriftsteller vertrat Schlez schon in Ippesheim mit Erfolg den Fortschritt auf dem Gebiete der Jugend- und Volkserziehung. Im Jahre 1789 liess er eine seitdem oft aufgelegte Bearbeitung des Rochowschen Kinderfreundes für Oberdeutschland und besonders für Franken erscheinen. Ferner erschienen: „Der Schreibschüler“ in fünf Auflagen von 1790—1822, „Briefmuster für das gemeine Leben“ in sieben Auflagen von 1794—1839, „Leitfaden beim ersten Unterrichte in der christlichen Religion“ 1795. Waren diese Schriften für die Schule und ihre Lehrer bestimmt, so wendete sich Schlez in seiner „Geschichte des Dörfleins Traubenheim“ an das Volk, und er hatte die Freude, das Schriftchen rasch in mehreren Auflagen vergriffen zu sehen. In gewissem Sinne eine Fortsetzung dieser Volksschrift war „Gregorius Schlaghart“; doch wendete sich Schlez mit dieser neuen Schrift vorzugsweise an die Lehrer, wie denn namentlich der zweite Teil nur bei diesen völlige Würdigung finden konnte. Der Verfasser selbst sagt in der Vorrede über seinen Zweck: „Weit entfernt von der stolzen Anmassung, ein eigenes System der Volksbildung in Landschulen aufstellen oder auch nur das schon vorhandene in wesentlichen Teilen berichtigen zu wollen, begnüge ich mich demnach mit dem bescheidenen Verdienste eines Arztes, der unter den längst entdeckten Heilmitteln zwar auswählt, sie durch Versetzung mit Honig oder Salzen dem widerwilligen Gaumen annehmlicher macht und durch Beimischung etlicher anderer Ingredienzen verstärkt, übrigens aber sich keines Arkanums oder Spezifikums rühmt. Da ich jedoch die schon vorhandenen Rezepte nicht blindlings nachgeschrieben, sondern (was besonders der zweite Teil, der die sämtlichen Lehrgegenstände in Landschulen und die Lehrart [Methode] in sich fasst, beweisen wird) selbst gedacht, selbst geprüft, und das Erprobte erst nach einer vierzehnjährigen Erfahrung wieder andern empfohlen habe, so glaube ich

mich nicht erst entschuldigen zu müssen, wenn ich selbst auszuführen versuchte, was ich für Bedürfnis hielt und was meines Wissens kein anderer so ausgeführt hat ... Der Vortrag ist hier nicht so ganz populär, als in meiner Geschichte Traubenheims, weil ich glaubte, bei Schullehrern, welche lesen, mehr Geisteskultur voraussetzen zu dürfen, als bei dem grossen Haufen des Volkes. Ich sage „bei denen, die lesen"; denn ich weiss leider! wohl, dass es Schullehrer giebt, die vor einem nur halb gebildeten Bauer nichts voraus haben als — ein wenig Orgelei und Schnallen an den Beinkleidern, übrigens aber den unkultiviertesten Teil der Nation an Grobheit, Eigendünkel und Unlenkbarkeit übertreffen. Wer wird aber für diese unheilbaren Auswürflinge schreiben? Sie sind es, denen der Schulstand seine leider! nur allzu gemeine Geringschätzung zu verdanken hat; und ich selbst, so sehr ich einen braven Schulmann achte, würde es bedauern, einen solchen nicht injuriarum belangen zu können, wenn er sich beigehen liesse, mich seinen Kollegen zu schelten; fürs Irrenhaus aber müsste ich mich qualifiziert haben, wenn ich auf den Gedanken geriete, für einen solchen ein Buch zu schreiben."

Die Herausgabe des „Gregorius Schlaghart" hatte des Verfassers Berufung zu einer anderen Stelle zur Folge. Schlez selbst schreibt: „Das Buch gab im Jahre 1799 Veranlassung zu meiner Versetzung nach Schlitz (in Hessen). Der regierende Graf Karl, genannt von Görtz, damals kurfürstlich sächsischer Gesandter am Münchener Hofe, hatte es in die Hand seiner sämtlichen Schullehrer gebracht, und berief mich als Inspektor und Konsistorialrat. Im Februar 1800 trat ich nach wehmütigem Abschiede von der Gemeinde Ippesheim mit Frau und drei kleinen Kindern bei grimmiger Kälte den achtzehn Meilen langen Weg an."

In Schlitz fand Schlez Gelegenheit, auch praktisch als Verbesserer des Schulwesens thätig zu sein. Er schreibt: „Dem Schlitzer Schulwesen suchte ich durch

Bildung besserer Lehrer, durch Besoldungserhöhungen, durch erweiterten Raum der Lehrzimmer und durch bessere Lehrmittel aufzuhelfen, soweit es die beschränkten Finanzen erlaubten. Mein Denkfreund ging sozusagen aus der obersten hiesigen Knabenklasse hervor. Den Anfang aber machte ich mit einer besseren Fibel, die ich unmittelbar nach dem neuen Gesangbuche drucken liess. Zugleich suchte ich der Lautiermethode vorzuarbeiten, indem ich nicht nur eine dahin abzielende verbesserte Nominalmethode einführte, sondern auch die Schüler zum klaren Bewusstsein des Unterschiedes zwischen Namen und Laut bringen liess. Zwar hatte ich schon im Jahre 1788 einen Knaben in Ippesheim nach der Lautiermethode unterrichtet, die Einführung in öffentlichen Schulen aber wagte ich erst, nachdem mir Stephani im Jahre 1802 vorangegangen war."

In Schlitz, wo Schlez später zum grossherzoglich hessischen Kirchenrate befördert wurde, entstanden noch eine ganze Anzahl von Schriften, die eine Verbesserung des Schulwesens anstrebten und unterstützen wollten. So mehrere Wand- und Handfibeln, darunter eine „Bilderfibel zur Beförderung der Lautiermethode. 1812." Ferner ein unter dem Titel „der Denkfreund" erschienenes Lesebuch, das in zahlreichen Auflagen eine weite Verbreitung gefunden hat und noch nach seines Verfassers Tode wiederholt aufgelegt wurde (die uns vorliegende 19. Auflage erschien 1851, herausgegeben von L. Sackreuter). In vier Auflagen erschien von 1807 bis 1824: „Sittenlehren in Beispielen." Für den Lehrer waren bestimmt: „Lorenz Richards Unterredungen mit seiner Schuljugend über den Kinderfreund des Herrn von Rochow", von denen einzelne Proben bereits in der zweiten Hälfte des „Gregorius Schlaghart" sich finden; ferner ein „Katechetisches Handbuch" und das grosse in fünf Bänden erschienene „Handbuch für Volksschullehrer", das noch bei des Verfassers Lebzeiten (1832) in einer zweiten Auflage erschien.

Nachdem Schlez im Jahre 1831 sein goldenes Amtsjubiläum gefeiert hatte, bei welcher Gelegenheit er von seinem Landesfürsten mit dem Ritterkreuz des Ludwigsordens und von der Universität Giessen mit der Würde eines Doktors der Theologie geehrt wurde, und nachdem er im darauf folgenden Jahre seine Ämter niedergelegt hatte, starb er am 7. September 1839 — ein Schul- und Lehrerfreund, dessen Andenken allezeit ein gesegnetes zu bleiben verdient.

Gregorius Schlaghart

oder die

Dorfschule zu Langenhausen.

Von

Johann Ferdinand Schlez.

Nürnberg
in der Felßeckerschen Buchhandlung.
1795.

Erstes Kapitel,

welches die Erziehungs- und Versorgungsgeschichte des Herrn Gregorius Schlaghart, wie auch einen kurzen Abriß von seinen Schulmeister-Qualitäten enthält.

In dem gräflich Schönwaldischen Dorfe Unterauthal lebte ein Maurer und Spielmann, namens Christoph Schlaghart, im gemeinen Leben der linke Stoffel genannt. Man hieß ihn so, weil er den Fiedelbogen in der linken Hand führte und überhaupt mit der Rechten so ungeschickt war, daß er gewöhnlich fehlschlug, wenn er mit derselben seinem Junker Gregorius, von dem wir gleich reden werden, nur einen väterlichen Backenstreich geben wollte.

Nach dem einstimmigen Urteile der Landjugend auf sechs Meilen im Umkreise war Meister Schlaghart das possierlichste und geduldigste Geschöpf unter der Sonne. Man glaubte nicht, daß ohne seine Gegenwart eine Hochzeit oder Kirmes könne lustig gefeiert werden. Er sann nicht nur ohne Unterlaß auf Musikantenschwänke und erschütterte durch sie das Zwerchfell der Gesellschaft, die gutmütig genug war, einen und ebendenselben Einfall dreißigmal zu belachen; eine noch rühmlichere Sitte des linken Mannes war die, daß er auch andern Gelegenheit gab, ihren plumpen Witz zu üben. Kein Tanz ging vorüber, da er nicht wäre geschwärzt oder sonst zum Narren gemacht worden.

Weil er den Fiedelbogen in der linken Hand führte, so gab auch dieser Umstand allerlei Veranlassung zu spielmännischen Schnurren. Saß oder ging er seinem Mitfiedler zur Linken, so drohte er diesem mit der Spitze des

Fiedelbogens die Augen auszustechen. Saß oder ging er ihm zur Rechten, so kamen die beiderseitigen Ellenbogen in Streit, und je mehr dieses ewige Einerlei belacht wurde, desto weidlicher pflegte Meister Schlaghart auszuholen. Nächstdem hatte er die Gewohnheit, mit dem Fuße durch allerlei närrische Wendungen den Takt zu geben und alberne Gesichter zu schneiden. Kein Wunder also, daß er aller Augen auf sich zog und das Stichblatt des bleiernsten Witzes war. Niemand erinnerte sich indes, ihn trotz aller Mißhandlungen, die er erlitt, ein einziges Mal in Harnisch gesehen zu haben; und schien ihm auch manchmal die Galle ins Blut zu gehen, so war eine Kanne Most das bewährteste Versöhnopfer.

Nur sein Weib hatte von seiner Nachsicht und Geduld eine andere Meinung. Wenn er von seiner Scheergeigerei nach Hause kam, war er gewöhnlich voll Grillen, schimpfte tapfer über das grobe Gesindel und mißhandelte die arme Frau um jede Kleinigkeit. „Du heißt eben Schlaghart und bist auch ein Schlaghart," pflegte sie daher oft zu sagen. „In Wirtshäusern bist du ein Affe und zu Hause ein Bär." Da er jedoch immer mehr Geld und Lebensmittel heim brachte, als seine Mitbrüder, so ließ sich's Frau Rebekka gefallen und entschädigte sich während seiner Abwesenheit bei freundlicheren Gesichtern.

Sein verdrießlichstes Geschäft war das leidige Maurerhandwerk. „Alle Speisen," sagte er in der Schenke, „schlagen mir besser an, als die Maurerspeise" (— ein witzelndes Wortspiel, weil man in seiner Gegend den Mörtel so zu nennen pflegt —), und was er im Scherze da sprach, das war auch sein voller Ernst. Da er beim Handwerke beständig voll Galle war, so liefen ihm seine Lehrjungen gewöhnlich im ersten Sommer davon, verloren aber zum Glück keinen Hexenmeister an ihm; denn selten fiel ihm eine Wand, wenn sie auch nur sechs Schuh lang war, gerade aus, ob er es gleich an Messen, Visieren und Begaffen so wenig fehlen ließ, als einer seiner Mitmeister.

In seinem Hause war der Kindersegen der einzige

Segen, der ihm vollauf zu teil wurde. Von acht Kindern brachte er jedoch nur drei auf die Beine, und unter diesen war unser Gregorius Schlaghart, der Taufpate und Liebling des Ortsschulmeisters Gregorius Puffer, der talentvollste.

Schon in seiner frühesten Kindheit zeigte sich sein musikalisches Genie. Was anderen seinesgleichen die Kinderklapper war, das war ihm die Baßgeige seines Vaters. Seine lauttönende Stimme, durch die er sich vor allen Kindern des Dorfes auszeichnete, und die er auch alle Stunden etlichemal in einem fürchterlichen Geschrei hören ließ, war durch nichts zum Schweigen zu bringen, als durch ein Gerumpel auf der Baßgeige. Den hölzernen Maurerschlegel und die Setzwage, die gewöhnlichsten Spielwaren seiner Geschwister, stieß er ungebärdig von sich, strebte dagegen nach der Bratsche an der Wand und lachte aus vollem Halse, wenn man ihm erlaubte, mit dem Fiedelbogen darauf herum zu sägen. Herr Gregorius Puffer weissagte daher öfter als einmal, daß einst sein Pate sich bis zu dem Posten eines Schullehrers, wo nicht gar eines Kantoris und Organisten emporschwingen werde.

Sobald also der Knabe die ersten Beinkleider angethan oder, mit anderen Worten, sein drittes Jahr zurückgelegt hatte, mußte er schon mit einer rot und schwarz bedruckten ABC-Tafel in seiner Schule erscheinen. Die kleine Isabella, des Herrn Schullehrers einziges Töchterlein, war seine Gespielin, und beide Kinder hatten das Privilegium exclusivum, die ganze Schule zu stören. Fing eines von beiden ein Geschrei an, so gab es gewöhnlich strenge Inquisition, ob sich nicht irgend ein Schulknabe an den kleinen Lieblingen durch einen Zwick oder Stoß vergriffen hätte. Freilich wurde dadurch der Maurers-Gregori nicht wenig verhaßt, aber das war auch des glücklichen Schoßkindes mindeste Sorge.

Noch hatte der kleine Gregorius das sechste Jahr nicht erreicht, als er sich schon vor allen ABC-Schützen hervorthat; und im siebenten Jahre konnte er nicht nur alle Namen des Teufels im ABC-Buche fertig buchstabieren,

ſondern auch leichtere Wörter vollkommen gut leſen. Iſabella, die nur ein halb Jährchen jünger war als er, blieb ſogar hinter ihm zurück, ungeachtet ihre Mutter das frühe Genie derſelben nicht genug zu preiſen wußte. Durch Vorſchnelligkeit im Einſagen und durch die ſichtbare Überlegenheit über ihr Iſabellchen verlor er aber auch in kurzem die Gunſt der Frau Schullehrerin ſo ſehr, daß ſie ſich alle Mühe gab, ihn bei ihrem Manne zu verſchwärzen. Ein geheimer Plan aber, den dieſer mit dem kleinen Gregorius vorhatte, und den er vor der Hand noch nicht entdecken wollte, machte ihn eiſern und taub gegen alle Verunglimpfungen. Ja, er freute ſich ſogar, ſein Iſabellchen von ſeinem Paten übertroffen zu ſehen, was ohne Nebenabſicht wohl nicht leicht bei einem Vater der Fall ſein dürfte.

Herr Gregorius Puffer war nämlich ein Mann ſchon ſtark gegen ſechzig. Sein Iſabellchen, ein Kind der zweiten Ehe und ſein einziger Bettſegen, hatte er zu ſeiner Amtsnachfolgerin beſtimmt, und Gregorius ſollte die glückliche Mittelsperſon ſein, durch die er den Dienſt auf ſeine Tochter vererben wollte. Zu dem Ende wurde er frühzeitig in den Pflichten und Kunſtgriffen des Lehrſtandes eingeweiht. Als Knabe von neun Jahren ging er ſchon in der Qualität eines Sittenineſpektors mit dem Bakel in der Hand die Schule auf und ab, denn ſein Pate hatte ihm das ehrenvolle Amt eines Blauſtrumpfes übertragen. Nichts war dem kleinen Schadenfroh erwünſchter, als wenn er eines der Kinder über einem Stück Morgenbrot, über kleinen Neckereien, Plaudereien und ähnlichen Schulverbrechen erwiſchen konnte. Unerbittlich zeigte er ſolche Vergehen ſeinem Herrn Paten an und wußte keine ſüßere Belohnung als die, wenn er den ſogenannten Wiegen-Eſel, ſage den hölzernen Eſel mit Wiegenläufen, auf welchen Herr Puffer die Straffälligen zu ſetzen pflegte, treten durfte.

Bald aber entdeckte er in ſeinem Schulbüttelamte eine einträgliche Quelle des Erwerbs. Es iſt ſelten ein Ämtchen, es hat ein Schlämpchen. Die Kinder boten ihm für die Erlaubnis, die eine Hälfte ihres Brotes oder eines

Apfels essen zu dürfen, die andere an, gaben ihm die Abfindung schon im voraus, und durften nun bei ihren Eßwaren in der Schule so sicher sein, als zu Hause. Nicht weniger nahm er für Plaudern, Zwicken, Karten und was der üppigen Jugend weiter einfiel, einen Blendkreuzer und sah und hörte dann nicht. Weislich aber kehrte er immer seine Augen von denen ab, die ihn geschmiert hatten, und verschwur dann Leib und Seele, daß er nichts gesehen habe, wenn ihn je zuweilen ein von ihm verratenes Kind der Parteilichkeit beschuldigte.

Was das Lesen, Schreiben und Auswendiglernen anlangte, da war niemand geschickter als er. Die zehn Gebote und die sieben Bitten mit dem „Wie verstehst du das?" konnte er schon zwei Jahre zuvor, ehe er zum Nachtmahle ging, hinter sich und vor sich und ausgefragt. Da seine Kameraden erst anfingen Lieder zu schreiben, machte er sich schon über die große Fraktur und malte Buchstaben, die mit dem Kopfe über die oberste Zeile hinausragten und mit dem Schwanze fingerbreit über die unterste herabhingen. Selbst Herr Pfarrer Gimpel, der sich's zum Gesetz gemacht hatte, kein Kind zu loben, weil er das Lob für Meltau auf die jungen Schulpflanzen hielt, konnte sich nicht entbrechen, beim Anblicke dieser Kunststücke auszurufen: „Das ist wirklich viel, mein Sohn! Wenn du so fortfährst, kann einst ein tüchtiges Werkzeug aus dir werden."

Weit weniger konnte ihn sein Vater für ein tüchtiges Werkzeug erkennen. Die Fiedel ging dem Jungen zwar so ziemlich leicht ein, und noch war er keine zwölf Jahre, als er schon zu aller Welt Erstaunen auf der Kirchweih zu Unterauthal mitspielte; das Maurerhandwerk aber, für das ihn sein Vater eigentlich bestimmt hatte, ehe er noch etwas von dem glücklicheren Vorhaben seines Herrn Gevatters Puffer erfuhr, wollte dem Jungen schlechterdings nicht in die Faust. Selten verging daher ein Tag bei der Arbeit, da nicht Junker Gregorius ein paarmal das Richtscheit über den Rücken bekam. Stand er am Mörtel-

kasten, so gab es lauter Schollen und trockenen Sand unter dem Bewurf; sollte er an die Hand langen, so durfte ihm sein Vater immer halben Wegs entgegenkommen; nahm er erst selbst die Kelle zur Hand, dann lag immer der Mörtel halb am Boden, und was er gemacht hatte, mußte man erst nachbessern. Mit einem Worte, der Lehrling übertraf seinen Meister an Verdrossenheit zur Arbeit. Das war aber dem Vater nicht recht. Der schlechteste Jäger will den besten Hund. Des Treibens und Zankens war also kein Ende. Der junge Gregorius sann daher auf allerlei Finten, um der Arbeit zu entgehen.

Unter anderem verfiel er auf den glücklichen Gedanken, alles, so oft die Stunde schlug, aus der Hand zu werfen, die Mütze abzunehmen und dem Scheine nach den Stoßseufzer sehr bedächtlich und langsam zu beten, den sie in der Schule gewöhnlich beim Stundenschlag herabzuschnarren pflegten. Sein Vater, der dies ganz richtig für einen geistlichen Deckmantel der Faulheit hielt, schnarchte ihn fast täglich darüber an; einst aber, als eben schon einige Debatten zwischen Vater und Sohn vorgefallen waren, ergriff der Alte den Maßstab und thürangelte den kleinen Betbruder tapfer herum. Heulend und schreiend lief dieser spornstreichs zu seinem Paten, dem Schulmeister, erzählte ihm den Vorfall und klagte bitterlich, wieviel er schon des lieben Gebets willen erlitten hätte. Gregorius Puffer, der wie sein kleiner Liebling gleichfalls mehr auf das Beten als auf das Arbeiten hielt, war mächtig ungehalten über seinen Gevattersmann, und kaum hatte dieser Feierabend gemacht, als Herr Puffer, mit Zurücklassung des Kleinen, zu ihm lief, ihm die Gottlosigkeit seines Thuns nachdrücklich vorhielt und ihm geradeheraus gestand, daß er seinen Paten zu etwas Besserem als zu einem Maurer bestimmt habe. Nach seiner Behauptung war die Verdrossenheit und Ungeschicklichkeit des Jungen zu allen Handarbeiten ein göttlicher Wink, daß er zu den edleren Kopfarbeiten geschaffen sei. Er erzählte Beispiele von hundert hochgelehrten Herren, über deren Rücken manches Ellenmaß

vergeblich zerschlagen worden, und die gleichwohl, als man sich genötigt gesehen habe, sie studieren zu lassen, höchst unverdrossene Arbeiter im Weinberge des Herrn geworden seien.

Durch diese Vorstellungen bewogen, ließ sich Meister Schlaghart den Vorschlag gefallen. Herr Puffer versprach, seinen Paten nach ein paar Jahren als Schulhalter zu sich zu nehmen und ihm endlich den Dienst gar abzutreten, vor der Hand aber ihn im Orgelspiel wie auch in der Latinität zu unterrichten. Meister Schlaghart befreite demnach seinen Gregorius von dem Handwerke und nahm ihn bloß zuweilen mit auf seine Scheergeigerei. War diese gleich viel beschwerlicher als das Handwerk, so zeigte doch der Junge zu dieser Art von Fingerarbeit noch immer die meiste Neigung, bemühte sich auch aus allen Kräften, seinem Vater in dem Hofspaßeramte unter die Arme zu greifen, indem er alle auswendig gelernten Spielmannsspäßchen wieder an den Mann zu bringen suchte. Eigene Einfälle schienen jedoch seine Sache so wenig zu sein, daß er auch nicht einmal die fremden zur rechten Stunde wieder aufzuwärmen verstand.

Außer dieser sogenannten Aufwartung waren Frakturschreiberei, Latein und Orgelspiel sein einziges Geschäft. Ehe noch ein Jahr verging, spielte er schon auf der Orgel zum Ausgange oder, wie er es gut spielmännisch zu nennen pflegte, den Kehraus, tappte wohl auch bei leichten Liedern auf der Orgel herum und machte nicht selten die Gemeinde konfus, welche ihm jedoch diese Verwirrung in Rücksicht auf die schönen Schleifer, die er gewöhnlich als Präludien zum besten gab, gern verzieh. Am Schlusse der Kirche gab es noch lustigere Stückchen, zu denen die üppige Jugend mehr hinaus tanzte als ging. Pfarrer Gimpel protestierte zwar einigemal gegen diese ungeistlichen Murkys, da sie jedoch der Gemeinde gefielen und Herr Schulmeister Puffer nicht Einhalt that, so blieb es dabei, denn der geistliche Herr liebte die Ruhe und mochte nicht leicht etwas öfter als zweimal sagen.

Was den Unterricht im Latein anlangte, ſo befolgte hierin Herr Puffer ſeine ganz eigene Weiſe. In ſeiner Jugend hatte er als Schreiſchüler in Nürnberg ein paar lateiniſche Klaſſen durchlaufen. Von dem wenigen Erlernten waren ihm aber kaum noch etliche Töne im Gedächtniſſe. Gleichwohl unternahm er es, wie es bei mehreren Lehrmeiſtern der Fall ſein ſoll, in einer ihm ganz fremden Sprache Unterricht zu erteilen, weil Herr Pfarrer Gimpel zuviel an der Gemächlichkeit und an ſeinen geiſtlichen Amtsreden laborierte, als daß er ſich mit einer lateiniſchen Nebenarbeit hätte beſchäftigen können. Den Anfang des Unterrichts machte der Schulmeiſter mit Deklinieren und Conjugieren. Nach einem halben Jahre ſchrie der junge Schlaghart ſein mensa, liber, pater, fructus und species, ſein amo, doceo, lego und audio meiſterlich herab. Nun ging es an eine Vokabeln-Schwitzerei. Er lernte nämlich die ganze copiam vocabulorum, die der Grammatik angehängt war, auswendig, und nun ergriff der Alte eine hundertjährige Sentenzen-Sammlung, auf deren einer Seite ein lateiniſches und auf der andern ein deutſches Sprichwort ſtand. Sein Schüler las alſo zuerſt: A bove majori discit avare minor, und dann: „Wie die Alten ſungen, zwitſchern auch die Jungen“, ohne zu wiſſen, inwiefern das Lateiniſche mit dem Deutſchen übereinſtimmte. Ob er gleich eine ziemliche copiam vocabulorum erlernt hatte, ſo ſtehen wir doch bei der Gedankenloſigkeit, mit der er alles ſeinem Gedächtniſſe einverleibte, nicht dafür, ob er ſich nicht die Überſetzung ſo dachte: A bove, wie die Alten; majori, ſungen; discit, zwitſchern; avare, auch die; minor, Jungen.

So weit war wenigſtens der junge Gregorius gekommen, als er bei ſeinem Paten den Poſten eines Schulhalters antrat. Ihm blieb alſo nichts zu lernen übrig. Er konnte Lateiniſch, ſchrieb eine ſtattliche Fraktur, wußte den Katechismus auswendig, war in den Anfangsgründen der Rechenkunſt bewandert, ſpielte die Geige, ſchlug die Orgel und war im ſtande, als ein ſechzehnjähriger Burſche die ganze

Gemeinde zu überschreien. Jungfer Isabella hielt sich daher schon für die Frau Schulmeisterin des Ortes und ging ihrem geliebten Gregorius fleißig um den Bart.

Dieser spielte auch ganz die Rolle eines Schulmeisters, da sein Taufpate täglich gebrechlicher wurde. Beim Kinderunterrichte gab er sich eine gewaltige Kraft und erhob in der Kirche seine Stimme wie eine Posaune, war aber bei alledem ein Spott der Kinder und Erwachsenen. Er blieb der Maurers-Gregori nach wie vor, der Achtung sowohl als dem Namen nach. Einige Spottvögel verglichen ihn mit dem Frosche in der Fabel, der sich zur Größe eines Ochsen aufblähen wollte, und suchten den Vergleich sowohl auf ihn als auf Herrn Puffer sehr buchstäblich anzuwenden.

All die feinen und groben Spöttereien waren indes für den Herrn Lokaten weniger demütigend, als die traurige Notwendigkeit, noch immer, auch in seinem neuen Stande, als Musikant aufwarten zu müssen. Doch hoffte er bei seines Schwiegervaters Kränklichkeit auf bessere Zeiten und drang daher, von seinem Isabellchen und ihrer Mutter unterstützt, täglich in ihn, die Sache wegen des Dienstes bald richtig zu machen. Durch anhaltende Zudringlichkeit brachten sie es auch endlich so weit, daß er sich entschloß, sein Anliegen bei der Patronatschaft mündlich anzubringen. Er reiste zu dem Ende nach Rauschenhofen in die Residenz des Grafen von Schönwald und machte seinen ersten demütigen Anwurf bei dem Regierungsdirektor. Dieser gab ihm den tröstlichen Bescheid, daß es seinem Schulverweser nach seinem Tode gar nicht fehlen werde, und Gregorius Puffer, der von Hofbescheiden gar keinen Begriff hatte und das Hälmchen sich dankbar durch den Mund ziehen ließ, trollte getrosten Mutes nach Hause.

Von der Zeit an schwoll dem jungen Schlaghart der Kamm immer höher. Er ging nicht mehr mit der Fiedel zur Aufwartung und schämte sich der Niedrigkeit seines Vaters von ganzer Seele.

Nicht lange darauf starb sein Pate an einem Schlagflusse. Gregorius Schlaghart eilte nun, sich um den Dienst

zu bewerben und an den Grafen eine Supplik aufzusetzen. Zum erstenmal in seinem Leben machte er hier aber die Erfahrung, daß Frakturmalerei und lateinischer Sprichwörterkram die rechten Werkzeuge zum menschlichen Fortkommen wohl nicht sein müßten, weil er sich ganz außer stande sah, nur eine einzige Zeile aus seinem Hirnkasten hervorzubringen. Er ging also zu einem Advokaten, ließ sich eine Supplik aufsetzen, schrieb sie in zierlicher Fraktur- und Kanzleischrift ab und trug sie in eigener Person nach Rauschenhofen.

Natürlicherweise machte die Fraktur-Supplik, in deren riesenmäßigen Anfangsbuchstaben allerlei unförmliche Vögel herumsaßen und die durchaus einer altmodischen Kundschaft glich, keinen günstigen Eindruck auf den Grafen. Da sie überdies von einem Bedienten während der Tafel überreicht wurde, so gab sie der Tischgesellschaft Gelegenheit zu so viel spöttischen Anmerkungen, daß der Graf sich geschämt haben würde, die darin enthaltene Bitte zu gewähren, wenn er auch für seine Person sonst keinen Grund gehabt hätte, sie abzuschlagen.

Währenddes war unser Supplikant bei den Räten umhergelaufen und unglücklicherweise auch zu dem Superintendenten geraten. Dieser, ein Mann von gereinigten Einsichten, machte sich gleich beim ersten Anblicke einen schlechten Begriff von dem Schulkandidaten. Seine geringe Erwartung fand er aber, als er sich in ein Gespräch einließ, noch weit untertroffen.

„Hat er sich denn auch, mein lieber junger Mann, auf das Schulwesen gelegt, oder es bisher nur als Nebensache getrieben?“ fragte er ihn.

„Ich habe,“ versetzte Schlaghart voll Selbstgenügsamkeit, „drei Jahre lang für meinen Herrn Doten seliger Schule gehalten. Ich kann Orgel schlagen und die Geige spielen. Ich kann den Katechismus hinter und vor sich, habe Lateinisch gelernt und kann gut rechnen und schreiben. Zum Beweise des letzteren brachte er einen großen Bogen Papier heraus, auf welchen er ein Lied aus dem Gesang-

buche, den sogenannten Taufbund geschrieben hatte. Der Superintendent erstaunte über das buntfarbige Geschnörkel und Schlaghart hielt dies für ein sicheres Merkmal der Bewunderung und Zufriedenheit.

„Er hat hier den sogenannten Taufbund sehr kunstreich geschrieben," sagte endlich der Superintendent, als er sich ein wenig erholt hatte. „Weiß er denn aber auch, was die Taufe ist?"

Schlaghart. Die Taufe ist nicht allein schlecht Wasser, sondern sie ist das Wasser, in Gottes Gebot gefasset und mit Gottes Wort verbunden.

Superintendent. Was versteht er denn unter schlechtem Wasser?

Schlagh. Ein schlechtes Wasser.

Sup. Also ein Wasser, das nicht zum Trinken taugt?

Schlagh. Ja, und das taugt auch nicht zur heiligen Taufe.

Sup. Und was ist denn ein Wasser in Gottes Gebot gefasset?

Schlagh. Das ist, Ihro Hochwürden, ein Wasser, das in Gottes Gebot gefaßt ist.

Sup. In was faßt man das Wasser bei der Taufe?

Schlagh. In das Taufbecken.

Sup. Es heißt ja aber in Gottes Gebot gefasset?

Schlagh. Weil es eben in Gottes Gebot vorkommt, daß man es in das Taufbecken fassen soll.

Sup. Und was heißt denn ein Wasser mit Gottes Wort verbunden?

Schlagh. Das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist und der Glaube, so solchem Wort Gottes im Wasser trauet, denn ohne Gottes Wort ist das Wasser schlecht Wasser und keine Taufe; aber mit dem Worte Gottes ist es eine Taufe, das ist ein gnadenreich Wasser des Lebens und ein Bad der neuen Geburt im heiligen Geist, wie Sct. Paulus sagt zum Tito im dritten Kapitel: Gott macht uns selig nach seiner . . .

Sup. Gut, gut! mehr als zu viel! Ich wollte nur

wiſſen, was ein Waſſer mit Gottes Wort verbunden iſt. Was heißt denn alſo mit Gottes Wort verbunden? Sag er mir aufrichtig, lieber Mann, begreift er denn nun wirklich, was es mit der Taufe für eine Bewandtnis hat?

Schlagh. (höchſt betreten). So ſchwer bin ich noch nie gefragt worden.

Sup. Sō hätte er ſich bei jeder Taufhandlung ſelbſt fragen ſollen. Hat er denn nie darüber gedacht, was die Taufhandlung eigentlich bedeuten ſoll?

Schlagh. (haſtig). Es bedeutet, daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße ſoll erſäuft werden und ſterben mit allen Sünden und böſen Lüſten und wiederum täglich herauskommen und auferſtehn ein neuer Menſch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.

Sup. Wir drehen uns, guter Mann, immer um unverſtandene Ausdrücke herum und erklären eine Dunkelheit durch eine andere. Bedenk er ſelbſt, wieviel ich nun wieder zu fragen hätte: Was iſt der alte Adam in uns? Was zeigt die Redensart an: er ſoll erſäuft werden und ſterben? Was heißt ein neuer Menſch? Was heißt: es ſoll täglich herauskommen und auferſtehen ein neuer Menſch? Was heißt vor Gott ewiglich leben?

Ich weiß nur allzuwohl, wieviel Verdienſt ſich unſer ſeliger Luther auch durch ſeinen Katechismus erworben hat, glaube aber, daß wir nun, da wir in der Kunſt, das Volk zu unterrichten, weiter gekommen ſind, uns deutlicher und nicht mehr ſo bildlich ausdrücken müſſen, wenn wir verſtanden ſein wollen. Ich will ihm nun mit ein paar Worten ſagen, was die Taufe iſt: die Taufe iſt eine von Chriſto befohlene Feierlichkeit, durch welche ſowohl Juden als Heiden in die von ihm geſtiftete Religion aufgenommen werden ſollten; oder: eine Einweihung in die chriſtliche Religion, verſteht er das?

Schlagh. Ja, ſo hab ich's aber noch nicht gehört.

Nun fing der Superintendent an, ihm auch die Ausdrücke des Katechismus verſtändlich zu machen; Schlaghart

aber fühlte sich so sehr in eine neue Welt versetzt, daß er den Superintendenten wie den Mann im Monde angaffte und nicht wußte, was er denken sollte, denn von Denken und Verstehen war bei ihm die Rede gar nicht und der ganze Religionsunterricht war ihm ein leerer Schall. Je weniger er eine Sache verstand, desto höher und göttlicher kam sie ihm vor, und Herr Pfarrer Gimpel, der von nichts als göttlichen Geheimnissen zu sprechen gewohnt war, hatte ihm das Nichtdenken zur andern Natur gemacht.

Indes zweifelte Gregorius doch nicht an der Erhörung seiner Bitte, weil er glaubte, daß es einem so geübten Frakturschreiber nicht fehlen könne. Mit Jungfer Isabella unterhielt er sich von nichts als von der Hochzeit und ihre Mutter machte schon das Ehebett zurecht. Man kann sich also die Bestürzung denken, die das Unterauthaler Schulhaus erfüllte, als unverhofft ein abschlägiger Bescheid von Rauschenhofen einlief.

Schlaghart, seine Isabella und ihre Mutter bestürmten nun das ganze Dorf; er mit Bitten und Versprechungen und die beiden Weibsleute mit Heulen und Schreien. Die Gemeine sollte für das liebe Kleeblatt bei dem Grafen eine Fürbitte einlegen und sich mehreren Nachdrucks willen Mann für Mann unterschreiben. Einige meinten, daß man es wohl thun sollte, weil man sonst an der alten Frau Pufferin und ihrer Tochter doch nur ein paar Bettelleute mehr ins Dorf bekommen würde, wenn sie den Dienst nicht erhielten; der größere Haufe war indes wider den Herrn Schulhalter.

Mit Angst und Not brachte er es jedoch endlich dahin, daß der schwache Dorfschulze und etliche von der Gemeine ein Bittschreiben für ihn unterzeichneten, in welchem die Frau Schulmeisterin namens ihrer und ihrer Tochter für den armen Teufel sollicitierten und ihm laut und öffentlich den Weg durch die Schürze zu bahnen suchten. Zu seiner Empfehlung führten sie ihre drückende Armut und die Hungersnot an, in die sie notwendig versinken müßten, wenn seine Hochgräfliche Erlaucht nicht in Gnaden geruhen

sollten, mehrgedachtem jungen Schlaghart, durch welchen Mutter und Tochter zugleich versorgt würden, in höchsten Hulden den erledigten Schuldienst gnädigst zu conferieren.

Der Graf aber, ein edler Mann, der sich schämte, auf seiner Unterthanen Kosten und Wohlfahrt gnädig zu sein, ließ darauf antworten, daß er bei Wiederbesetzung des Schuldienstes einzig und allein auf das allgemeine Beste der Gemeine und nicht auf die Familie des verstorbenen Schullehrers, zum Nachteile der Schule selbst, Rücksicht nehmen werde; daß er das letztere um so weniger könne, da es ihm als Gutsherrn darum zu thun sein müsse, eine so verwirrte Haushaltung, wie die bisherige des Schullehrers gewesen sei, nicht auch auf seinen Nachfolger durch Verheiratung fortzupflanzen. Der Tochter Isabella gab er den Rat, in Dienste zu gehen, sich selbst zu nähren, an Fleiß und Ordnung zu gewöhnen, und auf diesem Wege ihr Glück zu suchen. Der Mutter versprach er jährlich zwei Malter Korn, eine Klafter Holz und acht Gulden für Hausmiete, um sie nicht gar an den Bettelstab sinken zu lassen; auf den jungen Gregorius aber, von dem unterdessen zum Überfluß allerlei nachteilige Gerüchte, besonders auch wegen seines Umganges mit Jungfer Isabella eingelaufen waren, nahm er gar keine Rücksicht.

Dieser sah sich also in der größten Verlegenheit. Sein Vater, der nun nicht mehr glauben konnte, daß Junker Gregorius zu einem Arbeiter im Weinberge des Herrn vom Himmel bestimmt sei, und einen müßigen Kostgänger schlechterdings nicht im Hause dulden wollte, sagte ihm alle Unterstützung auf; das halbe Dorf spottete seiner und die wenigen, welche für ihn suppliciert hatten, schämten sich der Verwendung.

Gregorius sah sich also genötigt, Unterauthal zu verlassen und sechs Stunden davon, in Knappweiler, Winterschulmeister zu werden. Sein Jahresgehalt belief sich hier auf jährliche zwanzig Gulden, zwei Malter Korn, ein Malter Weizen, freie Wohnung und alle Sonntage bei den Einwohnern des Weilers freie Kost. Nebst dem hatte er die Erlaubnis,

in einem benachbarten Walde sich Brechholz zu holen. Der letztere Besoldungsartikel war unserem Gregorius ausnehmend beschwerlich. Alle Wochen zwei- bis dreimal mit dem Schubkarren in den Wald zu fahren, sich Holz zu brechen und es heim zu schaffen, war für einen Faulenzer seinesgleichen ein hartes Stück Arbeit. Nicht weniger lästig war es ihm, sein eigener Koch und Kellner zu sein, und doch reichte der Schuldienst für keine Magd aus. Inzwischen war Gregorius in der Kochkunst ganz unbewandert, und ein zweiter Apicius würde in seiner Küche zu schanden geworden sein vermöge des Sprichworts: Aus nichts wird nichts.

Seine Lebensart war daher die traurigste von der Welt, als unverhofft seine geliebte Isabella bei ihm erschien. Seit einem Jahre hatte sie schon drei Herrschaften gedient, bei denen ihr der Dienst so sehr war verleidet worden, als ihnen die Bedienung. Zu ihrer Mutter durfte sie nicht, weil derselben der Gnadengehalt unter der ausdrücklichen Bedingnis verwilligt war, daß ihr Isabellchen nicht daran teilnehmen sollte. Ihr blieb also nichts übrig, als die Zuflucht zu ihrem Gregorius.

Dieser hatte eben von einem benachbarten Beamten die Zusicherung erhalten, allerlei Sachen zum Abschreiben gegen spärliche Kopialgebühren zu bekommen. Mit Einschluß dieses Verdienstes hoffte er also sich und seine Isabella ernähren zu können und war daher über ihre Ankunft herzlich vergnügt. Noch war aber das Frauenzimmer keine drei Wochen in Knappweiler, als sich schon von dem Pärchen die ärgerlichsten Nachrichten verbreiteten. Des Nachts hing das junge Volk an den Fenstern und lauschte, sah und hörte wie gewöhnlich nur halb und ergänzte aus dem eigenen Hirne, was dem Gesehenen und Gehörten an Vollständigkeit abging.

Von Unterauthal her war überdies das Gerücht gekommen, als sei Jungfer Isabella des Landes verwiesen. Der Schulze des Weilers ließ also den Schulmeister zu sich rufen und verbot ihm die Beherbergung des liederlichen Menschen (wie er die Jungfer Isabella zu nennen

beliebte) auf das nachdrücklichſte, mit dem Anfügen, daß ihm die Gemeine den Dienſt aufkündigen würde, wenn er ſie nicht binnen vierundzwanzig Stunden aus dem Weiler ſchaffte.

Gregorius Schlaghart brauſte gegen die Ehrentitel, die der Schulze ſeiner Liebſten gab, gewaltig auf, der Schulze aber erwiderte alles nur mit den Worten: „Kurzum, das Weibsbild muß aus dem Dorfe, oder wir ſchicken ihn zugleich mit fort.“ — „Und ich will ſehen, wer mir's verwehren will, eine Haushälterin zu halten,“ ſchrie der erbitterte Schulmeiſter dagegen, lief im höchſten Zorne aus der Stube und ſchlug die Thüre hinter ſich zu.

Acht Tage lang triumphierte er nun über den Schulzen und Iſabella ſchimpfte von Haus zu Haus über den Ehrabſchneider. Der Schulze aber, ein ſtrenger Mann, ließ es ſeinerſeits nicht weniger fehlen, den Schulmeiſter und ſeine Haushälterin zu verläſtern, bis er es, und zwar mit leichter Mühe, dahin brachte, daß Gregorius von der Gemeine den Abſchied erhielt.

Seine Hartnäckigkeit ſtieg nun aufs höchſte. Er ſchwur jetzt, von ſeiner Liebſchaft nicht abzulaſſen und ſollten ſich ihr alle Teufel und Schultheißen widerſetzen. Er verkaufte die wenigen Hausgerätſchaften, die er in einer Verſteigerung erſtanden hatte, ſeine Iſabella packte den Überreſt in einen Tragkorb; er ſelbſt nahm ſeine Geige unter den Arm und ſo zogen ſie beide aus dem Dörfchen, ohne zu wiſſen wohin.

Nach etlichen Stunden kamen ſie in ein Dorf, wo eben Zurüſtungen auf die Kirchweih gemacht wurden. Gregorius bewarb ſich um die Erlaubnis, aufſpielen zu dürfen, und verdiente bei dieſer Gelegenheit etliche Gulden; der Verdienſt aber wurde ihm durch einen Zwieſpalt mit ſeiner Reiſegefährtin gewaltig verbittert. Während er mit der Fiedel geſchäftig war, machte dieſe in einem anderen Zimmer des Wirtshauſes verliebte Bekanntſchaften. Seine Mitmuſikanten, denen er ſein Schickſal entdeckt hatte, machten ihm den Kopf warm. Das Pärchen fing an unter einander zu

zanken und entzweite sich so sehr, daß beide des Schwurs einer ewigen Treue vergaßen und sich in der größten Uneinigkeit trennten.

Mittlerweilen wurde unser Schlaghart durch einen verabschiedeten Bedienten, der auf der Kirchweihe seine Grillen verschwärmte, auf den Einfall gebracht, die erst seit etlichen Tagen erledigte Stelle desselben bei dem alten Baron von Schleich zu suchen. Kurz entschlossen ging er nach Langenhausen, dem Rittersitz des Herrn von Schleich, meldete sich um die Stelle und erhielt sie auch ohne Schwierigkeit, weil Herr von Schleich eben nicht sehr gesucht war und gern Bediente haben mochte, die zu dem beständigen Tumulte in seinem Schlosse Musik machen konnten.

Gregorius Schlaghart befand sich also auf einer ganz neuen Laufbahn, die aber seiner Neigung zum Müßiggange vortrefflich zu statten kam. Die schweren Berufspflichten seines Standes, Schüsseln aufzutragen, eine Gans zu zerlegen, mit der Serviette hinter dem Sessel zu stehen und Teller zu wechseln, Kleider auszuklopfen, Stiefel zu wichsen und dem alten Herrn im Aus- und Anziehen behilflich zu sein, erlernte er in kurzer Zeit so gut als einer; in der Kunst, mit Behaglichkeit auf der faulen Bärenhaut zu liegen, übertraf er aber alle seines Standes. Bald gewöhnte er sich auch an eine standesmäßige Hoheit und hielt jede Höflichkeit, die man ihm seines Barons wegen erwies, für ein Verdienst seiner eigenen grünen Haare.

Noch höhere Begriffe faßte er von sich, als es ihm nach einiger Zeit gelang, sich bis zum freiherrlich von Schleichschen Kammerdiener aufzuschwingen. Von nun an betrachtete er sich als den rechten Arm seines Herrn und war ungemein stolz darauf, in den Stunden der Leibesbedienung der Vertraute seines Herrn zu sein. Der alte Hermann von Schleich hatte überdies, so alt und podagrisch er auch war, noch zuweilen Anfälle von einem Bedürfnisse, das er nicht ohne Beihilfe einer Küchenmagd befriedigen konnte. Bei diesen Angelegenheiten war ihm ein getreuer

Diener ein großer Schatz und diesen fand er auch in unserem Gregorius Schlaghart.

Die Gunst seines Herrn auch durch andere gute Eigenschaften zu erhöhen, machte er zugleich den Blaustrumpf und verschwärzte seine Mitdomestiken, oder wem er sonst nicht günstig war, auf die unverantwortlichste Weise.

Junker Moritz von Schleich, der Liebling seines Vaters, war indes auch soweit herangewachsen, daß der Alte es nötig fand, ihn in allerlei galanten Wissenschaften unterrichten zu lassen. Der Schulmeister von Langenhausen hatte das Geschäft übernommen, ihn im Klavier zu unterrichten. Da aber der Schulmeister eigensinnig darauf bestand, daß der gnädige Junker die Noten ordentlich lernen sollte, der Junker aber zu nichts als zu liederlichen Jugendstreichen aufgelegt war, so währte das Geleier schon über ein halb Jahr, ohne daß Baron Moritz im stande gewesen wäre, nur das leichteste Stückchen zu spielen. Gregorius Schlaghart legte dieses dem braven alten Schullehrer höchst übel aus und versicherte seinen Herrn, daß nichts als der schlechte Unterricht an dem Zurückbleiben des Herrn Barons schuld sei. Er erbot sich, das Musikmeisteramt selbst zu übernehmen; dies geschah, und Junker Moritz klimperte in sechs bis acht Wochen schon verschiedene Tänzchen auswendig, zum Scheine jedoch wurden allezeit die Noten aufgelegt, unerachtet der Baron keine davon ansah. Der alte Herr, der von Musik nichts verstand, urteilte bloß nach dem Gehöre und glaubte daher, seinen Herrn Sohn in Meisterhände gebracht zu haben. Jeder Zuspruch, den er erhielt, mußte sich's nun gefallen lassen, das Zauberspiel des Barons anzuhören, welches jahraus jahrein in einigen Stückchen bestand, die er auswendig gelernt hatte.

So vereinigte sich alles, die unverdiente Gunst unseres Herrn Gregorius zu erhöhen. Endlich starb der alte Schulmeister zu Langenhausen. Gregorius bewarb sich um den Dienst und Hermann von Schleich glaubte das Amt keinen besseren Händen anvertrauen zu können. Zugleich sah er diese Gelegenheit als einen besonderen Wink der göttlichen

Fürsehung an, bei einem um ihn und seine hohe Familie so verdienten Manne eine alte Schuld abzutragen, ohne sich selbst in Unkosten zu setzen.

Gregorius Schlaghart erinnerte sich jetzt wieder der Weisſagung seines alten Paten und glaubte steif und fest, nun erst in sein rechtes Fach zu kommen. Nicht als ob er von Jugend auf so viele Vorliebe für den Lehrerstand empfunden und eine Gelegenheit gewünscht hätte, der Welt durch seine Lehrgaben nützlich zu werden. Er sah vielmehr den Stand eines Schullehrers für einen recht mühseligen Stand an; aber schon als Kind hatte er sich unter der Würde eines Mannes, der im schwarzen Mantel vor allen Leichen her stolziert, die Orgel spielt, Lieder zu singen anfängt und die ganze Gemeine überschreit, das Wasser ins Taufbecken gießt und in der Schule den Bakel führt, ein Etwas gedacht, das sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Besonders viel Anziehendes hatten für ihn die seligen Sommermonate, in denen sein Herr Pate so ruhig des Leibes pflegte.

Diese Vorstellungen der Kindheit waren noch nicht in ihm erloschen und spiegelten ihm daher seinen neuen Posten überaus angenehm vor. Nebst dem hatte er bei sich eine vorzügliche Neigung zum Stand der heiligen Ehe verspürt, und diese hoffte er nun auf eine ausgezeichnete Art befriedigen zu können. In seinem Herzen wählte er schon zwischen der Tochter des Herrn Ortsschultheißen und zwischen etlichen anderen Mädchen des Dorfes, durch die er auf einen Zug ein reicher Ehemann zu werden hoffte.

Die schwere Wahl aber wurde ihm plötzlich durch einen Zufall erleichtert. Eines Abends, noch ehe Gregorius Schlaghart das Schulhaus bezogen hatte, erkundigte sich in der Schloßküche ein Frauenzimmer, das eben in der Thorstube einen Tragkorb abgesetzt und Strümpfe angezogen hatte, nach dem neuen Herrn Schulmeister. Gregorius wurde herbeigerufen, und siehe da, das fremde Frauenzimmer war niemand anders als — seine alte Liebschaft Isabella. Vor Schrecken außer sich, wußte er in der ersten

Minute kein Wort vorzubringen, faßte sich aber doch bald wieder zusammen, nannte sie Bäschen und führte sie, um dem Schloßgesindel auszuweichen, unverzüglich auf sein Schlafzimmer. Keine Drohung und keine Bitte blieb da von beiden Seiten unversucht, von ihm ihrer los und von ihr seiner habhaft zu werden. Da jedoch endlich Jungfer Isabella ins Feuer geriet und zum Heulen und Schreien ihre Zuflucht nahm, von unauslöschlichen Prostitutionen, die sie ihm anthun wollte, sprach und recte zum Dorfschulzen zu laufen drohte, so ergab sich endlich Herr Gregorius in sein Schicksal. Der unglückliche Fischer, der noch vor einer Stunde zwischen nichts Geringerem als zwischen Aal und Karpfen gewählt hatte, sah sich also genötigt, mit einem Weißfischchen vorlieb zu nehmen, das sich in seinen Hamen mit Gewalt gedrängt hatte.

Zweites Kapitel.

Herrn Gregorius Schlagharts seltsame Methode, sich der Achtung und Liebe des Volkes zu versichern.

Sobald Herr Gregorius Schlaghart die Livree ausgezogen und seinen Posten als Schulmeister und Gerichtsschreiber in Langenhausen angetreten hatte, suchte er sich auch durch alle möglichen Mittel bei der Gemeine in Respekt zu setzen. Da ihm bisher die Livree seines gnädigen Gebieters ein nicht gemeines Ansehen verschafft hatte, so glaubte er sich einen noch glücklicheren Erfolg von der Kirchenlivree versprechen zu dürfen. So wie er bisher allerlei Firlefanzen der galanten Welt nachgeäfft hatte, so nahm er jetzt das Gegenteil von ihr, die damalige Klerisei zum Muster. Ein Schulmeister, dachte er, ist ein halber Pfarrer. Vor dem Pfarrer nimmt die ganze Gemeine den Hut ab und macht einen höflichen Streiffuß. Woher kommt

das aber? Von nichts anderem, als von dem ehrenfesten geistlichen Aufzuge, von dem pathetischen Gange und von den benedeienden Salutationen. Der sicherste Weg, zu gleicher Ehre zu gelangen, ist also Nachahmung der pfarrherrlichen Gravität.

Diesem zufolge ließ er sich sogleich von einem Haarkräusler das Haupt scheren und mit einer schwarzen Stutzperücke schmücken, die er, wie weiland Herr Pfarrer Gimpel von Unterauthal, so tief in die Stirn drückte, daß die Posteriora des Kopfes von derselben nur wie von einem Sonnenfächer oder Schaubdache beschirmt waren. Schwarze, am Knie gewickelte Strümpfe, nach damaliger Mode, eine lange schwarze Weste, ein leberfarbener Rock mit schwarzen Knopflöchern und roßhärenen Knöpfen, standen mit diesem Kopfputze in der schönsten Harmonie. Dazu kam ein kurzes spanisches Rohr, mit dem er sehr pathetisch zu rudern wußte, und eine silberne Dose, die er mit besonderem Anstande vor der Eröffnung zu reiben, zu klopfen und jedesmal so zu präsentieren pflegte, daß die Vergoldung des Deckels dem Bauer, der „mit Verlaub" eine Prise daraus nahm, unvermeidlich ins Auge fiel. Seine Schritte waren nach der Mensur abgemessen, und die Art, wie er zur Rechten und Linken salutierte, war der des Herrn Pfarrers Schorr von Langenhausen so ähnlich, daß dieser ihm die ungebührliche Nachäfferei weniger verzeihen konnte, als manche gnädige Dame ihrer Amtmännin den hochadeligen Aufzug.

Nicht minder übte er sich in der Kunst, gravitätisch zu sprechen, wobei ihm seine schallende Baßstimme vortrefflich zu statten kam. Wenn er einem am oberen Ende der Gasse einen Serviteur zurief, so wußte man schon am untersten Eckhäuschen, daß Herr Gregorius Schlaghart auf dem Wege war. Aber noch mehr Ehre machte er seiner Lunge, wenn er eine Leiche zu Grabe sang oder zuweilen in der Kirche die Stelle seines Herrn Pastors vertrat. Beim Segensprechen schlug er im letzteren Falle jedesmal ein so langes und breites Kreuz, als es nur immer der Altarpult erlaubte. Pfarrer Schorr verbot es ihm zwar

mehr als einmal, weil er glaubte, daß dieser geistliche Handgriff nur einem geweihten Priester zukomme, Schlaghart aber drohte dagegen, nun und nimmermehr für ihn das heilige Amt zu versehen, wenn er es Sr. Wohlehrwürden nicht recht machen könne.

Mit einem Worte, Schlaghart baute seine ganze Größe auf Nachäffung einer geistlichen Würde, verfehlte dadurch seine Absicht aber so sehr, daß er darüber dem ganzen Dörfchen ein Spott wurde.

Überdies bestätigte sich an ihm die alte Bemerkung, daß die meisten Menschen aus Widersprüchen zusammengesetzt sind. Immer guckte hinter der geistlichen Maske der ehemalige Dorfmusikant hervor, und Hochmut und Niederträchtigkeit machten einander in seiner Person den Rang streitig.

Trotz seiner geistlichen Affektation saß er so oft in der Dorfschenke, als es nur immer sein hektischer Beutel erlaubte. Hier erschien er gewöhnlich in einem gestreiften und kunstlos geflickten Casaquin, in alten Pantoffeln, einer langen schwarzen Weste, mit Hut und Stock und Stutzperücke, und nur seine Aufführung war noch widersprechender als sein Aufzug. Die schlimmsten Vögel des Dorfes machten sich gewöhnlich an seine Seite und versuchten ihren Witz an ihm.

Da er sich ungemein gerne Herr Kantor schelten ließ und wirklich einmal vergebens um diesen leeren Titel suppliziert hatte, so fing gewöhnlich ihre Schrauberei damit an, daß sie ihn immer über das zehnte Wort Herr Kantor begrüßten. Von diesem Weihrauchdampfe benebelt, war er nun gefühllos gegen alle Geißelhiebe der Spottsucht. Einer um den andern brachte ihm ehrerbietig das Glas. Herr Gregorius that aus jedem einen nachdrücklichen Bescheid, und hatte er einmal einen Spitz, dann war sein seliger Vater ein Stümper gegen ihn. Gewöhnlich hoben die Neckereien mit der schwarzen Stutzperücke an. Das eine Mal mußte der Hase den Kindern des Gastwirts die Ostereier darein legen; das andre Mal stürzte man sie dem Herrn

Kantor hinter ſich vor ſich auf den Kopf, und ſo reichte immer ein kindiſcher Einfall dem andern die Hand. Herr Gregorius Schlaghart aber verlor auf dieſe Weiſe in einer Stunde mehr an ſeiner Achtung, als er ſich in zehn Jahren mit ſeiner Gravität erwarb.

In der Muſikantenſtimmung ſeines Herzens erlaubte er ſich auch eine Menge Zoten, die ihn in den Augen des Volkes ganz herabwürdigten und zu den ſchimpflichſten Nachreden Veranlaſſung gaben, obgleich alle Zuhörer die ſchlüpfrigen Einfälle belachten.

Dazu kam noch die niederträchtigſte Habſucht, mit der er nach Geſchenken haſchte. Keine Kindſchenke, keine Hochzeit, keinen Leichentrunk ließ er vorüber, da er nicht über den ſchlechten Sold geklagt und beteuert hätte, daß ein zeitiger Schullehrer von Langenhauſen verhungern müßte, wenn ihn nicht die Schenkaſchen der Bauern noch bei Leben erhielten.

Gleichwohl entzweite er ſich bald mit dieſem bald mit jenem, was bei der elenden Wirtshausſitzerei und bei ſeiner eigenen Art von Schulzucht, von der wir in der Folge ſprechen werden, kaum anders möglich war. Die erſte Drohung ſeines Gegners betraf dann gewöhnlich die künftige Entziehung aller Geſchenke. Wurde dieſe Drohung wirklich erfüllt, dann klagte Gregorius gegen alle Welt über den filzigen Grobian und zählte die Würſte und Butterballen an den Fingern herab, die er durch ihn einbüßte.

Bei den Kindern ſah er ſich, wenn nach Michaelis die leidigen Schulen angingen, nach einem Einſtandsgeſchenk um. Blieb dieſes aus, ſo zupfte und rupfte er die armen Kinder alle Hauptſtücke des Katechismus durch. Keines wollte daher ohne Verſöhnopfer zur Schule. Die ärmſten Kinder des Dorfes heulten und ſchrieen, bis ihre Eltern ein Bündelchen auftrieben und kamen darüber oft ſechs Wochen zu ſpät; die armen Eltern aber haßten den opferſüchtigen Mann.

Nicht weniger als er war ſeine Sabella auf Geſchenke und Gaben erpicht. Sie wog die Schlachtſuppen nach und

zählte die Eier in den Korb, führte aber gleichwohl eine so verschwenderische Haushaltung, daß für den morgenden Tag selten mehr übrig blieb, als in einem Kapuzinerkloster. Durch täglichen Mangel in der Haushaltung war er gezwungen, die Besoldungsgelder immer ein halb Jahr voraus zu nehmen, und nicht selten verkaufte er im Winter das Korn, das er erst im künftigen Sommer zu hoffen hatte, um den halben Preis. In den heiligen Christ-Ferien erbaute er um eines leidigen Batzens willen sogar die Bettelleute des Dorfes mit seinem Gesange, denn seiner Begierde nach Einnahmen glich nichts als die Liederlichkeit, mit der er sie wieder durchbrachte.

Da vermöge einer alten Erfahrung die habsüchtigsten und dürftigsten Menschen nicht selten am wenigsten aufgelegt sind, etwas zu verdienen, so darf man sich nicht wundern, daß Herr Schlaghart durch keine Not zu zwingen war, einen Nebenverdienst zu suchen oder durch eigene Handarbeit eine Ausgabe zu ersparen. Kunstarbeiten hatte er nicht gelernt und war froh, keine gelernt zu haben; die kunstlosen Handgeschäfte aber hielt er seiner Würde für nachteilig, wiewohl Sabella die gregoriussische Abstinenz von allem, was Nebenarbeit heißt, lieber der Faulheit als der Ehrliebe zuschrieb. Genug, niemand im Dorfe konnte sich rühmen, ihn jemals mit dem Holzbeile oder Grabscheite gesehen zu haben.

Wer die Schrift lernen soll, pflegte er zu sagen, der kann keiner andern Arbeit warten. Gleichwohl kam in Jahr und Tagen kein Buch außer den gewöhnlichen Schulbüchern in seine Hand. Den Sommer über klagte er bitterlich über lange Weile und bedauerte, nicht einer von den berühmten Siebenschläfern zu sein. Die gewöhnliche Kurzweil, die er sich sonst wohl im Wirtshause zu machen pflegte, war da, weil dringende Feldarbeiten den Dorfleuten nicht erlaubten, zur Schenke zu kommen, äußerst langweilig, und außer diesem Zeitvertreibe kannte er keinen. Diese betrübte Lage des armen Mannes ging aber den Ortseinwohnern so wenig zu Herzen, daß sie vielmehr über seine

Faulheit schrecklich loszogen und ihn mit allerlei Schimpfnamen unter sich beehrten, wenn sie ihn während ihrer sauern Arbeiten müßig gehen sahen.

Mit seiner Sabella lebte er das ganze Jahr in Hader und Streit. Nur wenn es über einen dritten herging, versöhnten sie sich miteinander, um diesem gemeinschaftlich zu Leibe zu gehen. Verhältnismäßig waren jedoch die Wintermonate, da es brav Schulgeschenke und Schlachtsuppen gab, auch der sogenannte Herbsttrunk im Keller noch nachhielt, die friedseligsten. Sobald aber Keller und Speisekammer geleert waren, sobald gingen auch die Vorwürfe wieder an.

Selten entstand im Dorfe eine Waschere, in die nicht eins oder das andere von ihnen verwickelt war. Frau Sabella, die, um Flachs und allerlei Lebensmittel zu bekommen, von einer Spinnstube zur andern zog und jeder Frau Nachbarin nach dem Maul redete, wußte nicht nur um jedes Geplauder, sondern war auch zu jedem behilflich, trug was sie wußte von einem zum andern und bekam gewöhnlich Schimpf und Schande zum Waschlohn.

Nicht weniger verflocht sich ihr Gemahl in allerlei mißliche Händel. Einem Ortsnachbar diente er gegen den andern, gab allerlei Einschläge, die nichts taugten, mengte sich in Gemeinssachen und wollte als Gerichtsschreiber den Meister spielen. Natürlicherweise kam er dann selten mit ungewaschenem Kopfe davon und machte sich oft mit einemmal der halben Gemeine verhaßt. War aber die Sache am schlimmsten, dann fing das Ehepaar an, auf die kriechendste Art einzulenken. Da blieb kein Schleichweg unbetreten, um das Volk wieder auszusöhnen. Man lobte die Geschmähten und schalt die Gelobten, wie es die Umstände erforderten, man drängte sich an diejenigen an, die man vor kurzem von sich gestoßen hatte, man entschuldigte sich mit der gewöhnlichen Exküse aller Schwachköpfe, daß man es nicht böse gemeint habe, man versprach alles für die Zukunft und redete wieder demütig um die verscherzten Geschenke herum. Herr Gregorius schmeichelte den Kindern

der erzürnten Eltern, und Frau Sabella gab ihnen dünne Lebkuchen, wenn die Schlachtzeit herbei rückte.

So wechselten bei dem Ehrenmanne geistliche Gravität und spielmännische Niederträchtigkeit, Hohnsprecherei und bettelmännische Demut, Verschwendungssucht und Geiz, Streitsucht und Friedfertigkeit miteinander ab. Eine Charakterlosigkeit, die der Menschenbeobachter eben nicht unter die Seltenheiten zählen wird.

Die Folge von dieser Aufführung war indes allgemeine Verachtung von seiten der Erwachsenen und der Kinder. Im elterlichen Hause hörten diese nie anders als mit Geringschätzung von ihrem Lehrer sprechen und die ärgerlichsten Auftritte aus seinem Leben erzählen. Bei Jagden und anderen öffentlichen Gelegenheiten, vorzüglich bei Hochzeiten, wo er Amts halber erscheinen mußte*), waren sie selbst Augenzeugen seiner unanständigen Aufführung — und nun wollte Herr Gregorius diese nachteiligen Eindrücke mit einer orbilischen Amtsmiene während des Schulunterrichts wieder vertilgen. Daß er da etwas Unmögliches versuchte, dürfen wir wohl nicht erst erinnern, doppelt unmöglich aber war es bei ihm, da seine höchste Gravität die höchste Lächerlichkeit zu sein pflegte.

Seine ganze Schuldisziplin (von der wir in der Folge reden werden) schien darauf angelegt zu sein, entweder Lachen oder Erbitterung zu erregen. Den Endzweck der Besserung erreichte er niemals. Die Kinder äfften ihn in allen Gesellschaften nach und trieben mit allem dem ihren Spott, wodurch er sich in Respekt setzen wollte. So hatte er z. E. die Gewohnheit, wenn seine Schüler ihre Lektion nicht recht konnten, beide Hände gegen sie auszustrecken

*) In vielen fränkischen Ortschaften muß der Schullehrer das Amt eines Hochzeitbitters verwalten, die Gäste beim Abzug in die Kirche der Reihe nach verlesen und dann voranrennen, um zeitig genug auf der Orgel zu sein, bei Tische beten, tranchieren, vorlegen, die Hochzeitsgeschenke ausrufen, und wenn er sein Handwerk versteht, bei letzterer Gelegenheit auch den Hofspaßer machen. — O Zeiten und Sitten!

und ihnen wie ein Leithammel bä, bä, bä ins Gesicht zu blöken. Seine übrigen gradus admonitionis, als Eselreiten, Brillentragen ꝛc. wird man in einem eigenen Kapitel verzeichnet finden, und ein Wunder von Gott müßte dazwischen gekommen sein, wenn er durch diese Schulzucht nicht mehr an seiner Achtung verloren als gewonnen hätte. Gebrauchte er den Meister Erich, so schlug er so unbarmherzig darein, daß er die Gezüchtigten und ihre Eltern nur erbitterte und oft weitläuftige Klagen veranlaßte. — Doch, wir müßten ein Buch schreiben, um unsern Herrn Gregorius Schlaghart in allen Verhältnissen als einen Mann aufzustellen, der es recht absichtlich darauf anzulegen schien, jeden Funken von Achtung und Liebe zu ersticken.

Drittes Kapitel.

Herrn Schlagharts Übelvernehmen mit Herrn Pastor Schorr zu Langenhausen.

Pfarrer und Schulmeister von Langenhausen hatten beide den gemeinschaftlichen Fehler, daß jeder zu groß von sich selbst und zu klein von dem andern dachte. Kaum wissen wir zu entscheiden, welcher von beiden es dem andern zuvorthat. Schlaghart hielt es für den größten Mangel unserer bürgerlichen Verfassung, daß der Schullehrer dem Prediger untergeordnet ist, am ungerechtesten aber schien ihm diese Einrichtung in Langenhausen, indem er wie so viele seinesgleichen dem Pfarrer an Einsicht und Nutzbarkeit weit überlegen zu sein glaubte. Pfarrer Schorr hingegen hielt ihn — und dafür würde er auch den besten Schullehrer angesehen haben — für nichts mehr und weniger, als für seinen Sakristei-Büttel.

In dieser Voraussetzung glaubte er, ihn zu allerlei Diensten gebrauchen zu dürfen, für die er aber nicht Lust hatte Geld auszugeben. Bald verlangte er einen Boten-

gang von ihm, bald packte er ihm, wenn er zu einer Leiche oder Hochzeit in der Nachbarschaft geboten war, den Priesterrock auf, bald forderte er eine andere Handreichung von ihm. Bei solchen Gelegenheiten pflegte er sein Verhältnis gegen den Schullehrer öffentlich mit dem Verhältnisse des Amtsvogts gegen seinen Amtsdiener zu vergleichen und setzte dadurch Herrn Schlaghart, wie natürlich, jederzeit in Harnisch.

Fiel während der Kirche ein Unfug unter der lieben Jugend vor, so rief er ihm am Schlusse der kirchlichen Andacht auf die Orgel hinauf: „Herr Schulmeister!“ oder nur schlechter: „Schulmeister!“ — Schlaghart mußte nun mit dem Stecken bewaffnet vor den Schranken erscheinen; Sr. Wohlehrwürden aber diktierten ihm wie ein Major dem Korporal das Quantum, das er dem straffälligen Jungen auf die hinteren drei Buchstaben abzählen sollte. Glücklicherweise hatte jedoch Schlaghart so wenig feinen Sinn, um das Erniedrigende zu fühlen, das in der Art und Weise dieser Zumutung lag, daß er vielmehr dieses pädagogische Strafamt für ein ehrenvolles und angenehmes Geschäft hielt, indem er vermöge desselben manchem Jungen die Höschen spannen durfte, mit dessen Eltern er wegen einer entzogenen Schlachtschüssel in Abrechnung stand.

Über Zumutungen von der Art entstand daher nie ein Streit zwischen ihnen. Weit unbedeutendere Dinge waren aber oft die Quelle des bittersten Verdrusses. So forderte z. E. Pastor Schorr, daß der Schulmeister jederzeit mit dem geistlichen Flügelhemde in der Sakristei schon parat stehen sollte, wenn er in derselben erschien, um nicht durch ein späteres Kommen in dem Zusammenhange seiner Predigtmeditation gestört zu werden; Schlaghart hingegen, der dies ganz richtig für eine kollegialische Plackerei ansah, behauptete, daß die Predigten seines Pfarrers ohnedies keinen Zusammenhang hätten und folglich kein Zusammenhang zu verlieren sei.

Ferner: Einer alten Gewohnheit zufolge hatten sie die Stumpfen der Wachskerzen, die man auf dem Altare

beim Tage zu verbrennen pflegte, miteinander zu teilen. Der Pfarrer, der die Überreste der Wachslichter nach dem wechselseitigen Range maß, behielt jedesmal das längste Stück. Der Schulmeister aber erleichterte über diese Vervorteilung sein Herz in der Schenke. Pfarrer Schorr erfuhr es wieder und wollte nun dem Schullehrer zum Trotz dieses Überbleibsel aus der römischen Kirche ganz abschaffen; dieser hingegen wußte seinen partem salarii dadurch zu retten, daß er die Abschaffung der Kerzen als eine Beeinträchtigung des heiligen Sakraments ausschrie; die Gemeine setzte sich dagegen und Pfarrer Schorr zog den kürzeren.

So verging selten ein Monat, der nicht einen neuen Beitrag zur skandalösen Chronik lieferte. Die beiden Frauen machten sich nach jedem Aufzuge von der Art im Kirchenstuhle grimmige Gesichter, schalten und schmähten über einander gegen alle Ortsweiber, und diese machten sich's zur Pflicht, die Schmähung, vermehrt und verbessert, hin und her zu tragen. Bald erhob sich ein Zank über das Geflügel, bald über einen Kinderstreit, bald über eine Klatscherei — aber wir müßten unsern Lesern wenig Geschmack zutrauen, wenn wir hoffen könnten, sie mit dem pöbelhaften Vernehmen der beiden Häuser angenehm zu unterhalten.

Erheblicher als die bisher erzählten Hahnengefechte waren die Bemühungen Schorrs und Schlagharts, sich wechselseitig in den Augen des Volkes herab zu setzen. Schlaghart schrieb z. E. in der Kirche die Hauptsätze jeder Predigt nach, um dem Volke ad oculum beweisen zu können, daß Pfarrer Schorr nicht mehr als drei oder vier Jahrgänge, mit ganz unbedeutenden Abänderungen im Ausdrucke der Hauptsätze, seit seiner ganzen Amtsführung abkanzelte. Bei Gelegenheitspredigten beschuldigte er ihn der Parteilichkeit, in seinen Kinderlehren und Predigten fand er Persönlichkeiten und Stichelreden und ermangelte nicht, es denen, die er für getroffen hielt, recht anschaulich zu machen und Öl in das Feuer zu gießen. Überhaupt aber bemühte er sich, seinen Pfarrer als die schwärzeste

Seele darzustellen. Jedes Wort, das dieser im Vertrauen zu ihm sprach, krähte er, verbessert und vermehrt, im Dorfe herum, und keine Handlung des Pfarrers war so unschuldig und gut, welcher er nicht einen häßlichen Anstrich zu geben gewußt hätte.

Schade, daß Pfarrer Schorr eine der rechtgläubigsten Seelen seines Zeitalters war. Auch die geringste Spur von Ketzerei würde Schlaghart gewittert und als Seelenverkäuferei und Unglaube verschrieen haben. Aber Pfarrer Schorr hatte seine ganze Theologie bloß seinem Gedächtnisse anvertraut und so wenig über dieselbe gedacht, daß er auch nicht ein einzigesmal in Gefahr kam, an irgend einer Lehrmeinung zu zweifeln. Schlaghart mußte also auf eine so erwünschte Gelegenheit, den Pfarrer in Mißkredit zu bringen, Verzicht thun. Seine andern Nachbarsstückchen waren aber schon genug, und Pfarrer Schorr, dem sie nicht verborgen blieben, zankte sich unzähligemal deswillen mit ihm herum. Da jedoch alles vergeblich war, glaubte er endlich sein Herz auf der Kanzel erleichtern zu müssen. Er predigte nun so handgreiflich gegen den Schulmeister und dieser legte seine Protestation dawider so unverkennbar durch Husten und Räuspern ein, daß alle Stuhlnachbarn sich in die Seite stießen.

Da Schlaghart kein Recht hatte, ebenfalls öffentlich in der Kirche zu reden und folglich seiner Galle durch keine Predigt Luft machen konnte, so begnügte er sich damit, wenigstens gegen den Pfarrer zu singen. Mit einem ungewöhnlichen Geschrei stimmte er, nach jeder anzüglichen Predigt, irgend einen Vers an, der beiläufig das sagte, was eben sein Herz empfand, z. B. „Laß den Satan brummen" ꝛc. — oder: „Herr, hadre mit den Hadrern mein" ꝛc. — oder: „Es wird die Glut dich brennen, die Teufel werden trennen dein' Adern, Fleisch und Bein" ꝛc.

Pfarrer Schorr ergriff dagegen sein gewöhnliches Mittel, den Schulmeister bis aufs Leben zu kränken. Er lief alle Wochen zwei-, dreimal in die Schule, die er niemals zu besuchen pflegte, als wenn er mit dem Lehrer zerfallen

war. An Gelegenheiten, diesem angesichts der Kinder Verweise zu geben, fehlte es nicht, obgleich Schorr vom Schulwesen im Grunde so wenig verstand als Schlaghart; die Kinder aber freuten sich herzlich der kleinen Auftritte und Gregorius war schwach genug, ihnen selbst seine Not zu klagen.

Da die ganze Gemeine wohl wußte, wie ihr Pfarrer und Schullehrer gegen einander standen und wie gern jeder es sah, wenn der andere verunglimpft wurde, so fehlte es auch nicht an solchen, die den letzteren beim ersteren verklagten. Hatte der Schulmeister ein Kind gezüchtigt, so lief der Vater samt dem Kinde zum Pfarrer. Da Schlaghart bei Schulstrafen seinen Namen mit der That zu führen pflegte und nie mit Überlegung, sondern immer mit der leidenschaftlichsten Hitze darein schlug, so hatten gewöhnlich die Gezüchtigten noch Spuren der leidigen Schuldisziplin aufzuweisen. Pfarrer Schorr ließ auf der Stelle den Schulmeister rufen und konfrontierte ihn mit dem gestraften Kinde. Der beleidigte Vater und das gestrafte Kind machten ihm da die bittersten Vorwürfe, Pfarrer Schorr aber verbot keinem von beiden die Grobheit, freute sich im Gegenteil, wenn seinem Gregorius, der es freilich nicht an Gegenschmähungen fehlen ließ, recht derb zu Leibe gegangen wurde. Erst nach langer und breiter Verhandlung unter den streitenden Parteien erhob sich der geistliche Herr vom Richterstuhle und las nach Befund der Sache beiden Teilen, gewöhnlich aber Herrn Schlaghart in specie so nachdrücklich den Text, daß dieser, äußerst erbittert über die Beschimpfung, die ihm angesichts des Schulkindes widerfuhr, mit dem Pfarrer in lauten Wortwechsel geriet und ihm die Nativität nicht minder unverhohlen stellte. Durch solche Begegnung sank indes ihre beiderseitige Achtung täglich tiefer herab und ihr Lehramt wurde dem babylonischen Turmbaue gleich.

Viertes Kapitel,

in welchem die Leſer mit der Schulwohnung ſowohl, als mit dem Schulapparat des Herrn Gregorius Schlaghart bekannt gemacht werden.

Die Schulwohnung zu Langenhauſen hatte zu Herrn Gregorius Schlagharts Zeiten ſo wenig Auffallendes, daß wir uns anheiſchig machen, noch in unſeren Tagen in einem Umkreiſe von zwanzig Meilen ein volles Dutzend von eben dem Kaliber aufzufinden. Um jedoch unſer Gemälde nicht unvollſtändig zu laſſen und auch für die Leſer zu ſorgen, die ſo glücklich ſind, nie eine Kinder- und Schulmeiſterhölle von der Art geſehen zu haben, müſſen wir uns doch zu einer kurzen Beſchreibung entſchließen.

Schon durch den äußern Anſchein verriet das elende Gebäude ſeine innere Beſchaffenheit. Kaum groß genug für eine einzige Familie, ſollte es noch außer dieſer fünfzig bis ſechzig Kinder faſſen. Die Schul- und Wohnſtube waren in einer vereinigt. Ein kleiner daranſtoßender und von dem Ofen zugleich erwärmter Verſchlag enthielt kaum notdürftigen Raum für die Bettſtellen; überdies ging in dieſen Notſtall kein anderer Weg als durch das Schulzimmer. Ununterbrochen währte daher das Laufen der Frau Sabella durch die Schule.

Da ihre werten Nachkommen von Kindesbeinen an an der Mutterbruſt Gift und Galle ſaugten und durch den ungeſunden Dunſt, in welchem ſie beſtändig lebten, beinahe impeſtiert wurden, ſo ging das Kränkeln und Schreien keine Woche lang aus. Die Kinder zu ſtillen, mußte man ſie herumtragen. In dem Schlafkerker war kein Raum dazu, und außer dem geheizten Zimmer war es zu kalt. Kein anderer Ausweg blieb alſo übrig, als die ſchreienden Schlaghärtchen mitten unter den Schulkindern herumzuſchleppen. Daß dadurch ſowie durch das ſonſtige Umher-

laufen der Familie und durch das Hin- und Hertragen verschiedener Notwendigkeiten die Aufmerksamkeit der Kinder alle Augenblicke vom Unterrichte abgezogen wurde, wollen wir nicht erst erinnern.

Noch schlimmer ging es, da die Kinder ein wenig heranwuchsen. Den ganzen Tag trottelten sie nun in der Schule herum und suchten bald hier bald dort ihre Kurzweil. Bald mußten die Knaben, bald die Mädchen mit ihnen spielen; bald entstand ein fürchterliches Geschrei, bald ein Gelächter. Das eine Mal ritt Junker Schlaghart auf dem Stecken und klopfte dabei auf der Kindertrommel, das andere Mal machte er mit dem Hammer einen Haufen Ziegelstücke zu Mehl.

Wollte Vater Gregorius den Unfug nicht dulden, so mußte er sich ein noch lärmenderes Geschrei gefallen lassen. Er sah sich also genötigt, unter zwei Übeln das beste zu wählen; sein Lehramt aber — wenn es auch übrigens hätte nützlich sein können — wurde dadurch noch fruchtloser gemacht, als es an und für sich war.

Wie durch den beständigen Lärm der Unterricht litt, so litt durch das enge Schulzimmer und durch das lange Sitzen die Gesundheit der Kinder. Die Decke lag einem großen Manne schier auf dem Kopfe, und dabei war der Raum so enge, daß die Kinder zum Teil an dem feuerspeienden Ofen schier ausdorrten.

Unter demselben hatte die Frau Schulmeisterin den ganzen Winter durch ein Magazin von Gänsefutter und im Frühlinge die Gänsezucht selbst. An dem Geländer herum hing fast immer eine Partie nasser Kinderwäsche. Hinter dem Ofen dampfte ohne Unterlaß die Wasserblase oder richtiger: der sogenannte Höllhafen.

Die vielen Kinder verursachten an und für sich eine steckende Ausdünstung; noch mehr aber bei Schnee- und Regenwetter. Keins dachte daran, den Schnee oder Kot nur von den Schuhen zu stampfen, viel weniger sorgfältiger abzuputzen. Das ganze Zimmer wurde davon so naß wie ein Waschhaus. Nicht einmal der Tafeln wurde geschont,

über welche die Kinder mit unreinen Schuhen wegstiegen. Unter denselben lag immer ein Rangen Äpfel- und Birnschalen. Die unreinlich erzogenen Kinder kamen mit Grindköpfen und schmutzigen Kleidern zur Schule. Den Schubsack brachten sie voll Käse, Brot und andere Viktualien, die sie während des Unterrichts verzehrten, und verursachten dadurch einen unausstehlichen Gestank. Gleichwohl durften sie kein Fenster öffnen, um keine Wärme verfliegen zu lassen. Die meiste Zeit über konnte man es auch nicht einmal, weil alle Fenster von den feuchten Dünsten entweder verquollen oder zugefroren waren.

Zweimal in der Woche wurde zwar der Stall von den Kindern ausgemistet, aber gewöhnlich nur, um das Übel ärger zu machen. Erst überschwemmten sie die ganze Stube mit dem Gießbecher, dann schafften sie mit der Schaufel den gröbsten Unrat hinaus und kehrten endlich den übrigen auf dem nassen Boden fest.

Durch die vergiftete Luft des Schulzimmers wurde ein Kind um das andre kränklich und die kleine Familie des Herrn Schlaghart machte fast den ganzen Winter ein Lazarett aus. Die Leute des Dorfes gaben indes, wenn ihre Kinder während der Schulzeit blaß und kränklich wurden, dem fleißigen Lernen die Schuld.

Einst bekamen die Kinder im Schulhause die Blattern. Aus dem Alkoven heraus ging der unausstehlichste Gestank, und unaufhörlich währte das Winseln und Heulen der Kleinen. Aber da war kein Plätzchen im Hause, das man hätte warm machen können, als allein das Schulzimmer und der daran stoßende Verschlag. Gleichwohl schickten die Ortsnachbarn ihre Kinder ohne Anstand dahin. Zwei Töchterchen des Schullehrers starben an der bösartigen Krankheit, und fast alle, die zur Schule kamen und die Blattern noch nicht überstanden hatten, wurden davon befallen. Je, sagten die Leute, haben muß man sie doch einmal, ob man sie in der Schule oder anderswo holt. Selbst der Umstand, daß fast alle erkrankten Schulkinder mehr innerlich angesteckt waren und häufiger dahinstarben

als andere, weckte das Volk nicht aus der Dummheit. Ihr Universalmittel gegen allen Gestank war Wacholderrauch; diesen empfahlen sie denn auch ihrem Herrn Schullehrer, welcher auch alles Mögliche gethan zu haben glaubte, wenn er zuweilen einen ganzen Bund Wacholder anzündete und einen Dampf machte, daß man einander im Zimmer nicht mehr sah. Durch Reinlichkeit und fleißiges Öffnen der Fenster die Luft zu verbessern, schien ihm etwas ganz Unbekanntes zu sein, ungeachtet er doch während seines Bedientenlebens im herrschaftlichen Schlosse Gelegenheit genug gehabt hatte, wenigstens einen Begriff von Sauberkeit und Ordnung zu bekommen.

Aber so sind einmal die Menschen. Sieht man auf ihr Thun und Lassen, so scheinen sie oft nichts zu wissen, und hört man, was sie wissen, so ist ihr Thun und Lassen ein Rätsel. Hier lag aber wohl der zureichende Grund, daß eine ganze Familie fast im Gestanke vermoderte und sich doch nicht durch die bekanntesten Mittel zu helfen suchte, in der ersten Erziehung derselben. Wer in Schmutz und Unsauberkeit aufgewachsen ist, verleugnet allenfalls seine Natur auf kurze Zeit unter reinlichen Menschen; aber er kehrt gewöhnlich in seine Pfütze zurück, sobald er sein eigener Herr wird. Und wie alle Fehler ihr Süßes haben, so hat wohl auch die Unordnung und Unsauberkeit für den, der ihrer gewohnt ist, ihr Süßes. Herr Schlaghart hatte wenigstens gegen nichts Einwendung, als gegen den engen Raum und befand sich übrigens vollkommen wohl in seinem Sumpfe.

Was sonst noch die Einrichtung der Schule betraf, so war sie von den meisten Schulzimmern unserer Zeiten in gar nichts verschieden. Die ältesten Knaben und Mädchen saßen hinter großen und breiten Tafeln, auf welchen sie eine Schanze von Büchern und Pelzmützen aufwarfen, hinter der sie, ungesehen vom Schulmeister, alle Possen und Spiele treiben und in bester Behaglichkeit ihre mitgebrachten Viktualien verzehren konnten. Die übrigen rutschten auf Bänken herum, ohne Pult oder Tafel vor

sich zu haben, baumelten zum Zeitvertreib mit den Füßen, stießen einander mit den Knieen ins Rückgrat und hatten's und trieben's mit einem Worte gerade so, wie zu — X, Y und Z.

Da endlich zur Einrichtung eines Schulzimmers, außer den Tafeln und Bänken, notwendig auch andere Dinge gehören, die wir der Kürze willen den Schulapparat nennen, so können wir uns nicht entbrechen, unsere Leser zum Schlusse dieses Kapitels auch mit einem gewissenhaften Inventarium über die Langenhäuser Informations-Maschinen zu regalieren. Die pädagogische Rüst- und Folterkammer enthielt aber folgendes:

1. Eine Bibel, ein Psalmbuch, einen Jesus Sirach, einen Katechismus, wie auch Tintenfaß, Federmesser, Feder, Bleistift und Lineal für den Schullehrer.
2. Ein paar elende Schulgebete, auf Pappdeckel geleimt, steifer als der Pappdeckel selbst.
3. Etliche Hochzeit- und Gevatter-Briefe, teils an Herrn Gregerius Schlaghart, teils von ihm geschrieben, aus welchen man lernen konnte, wie Briefe nicht beschaffen sein sollen, zum Unterricht im Lesen des Geschriebenen und zur Bildung des guten Geschmacks.
4. Eine Rute und mehrere Stecken von verschiedenem Kaliber.
5. Eine große ABC-Tafel von Holz, ein Talisman zum Anhängen für ungelehrige Kinder.
6. Item: einen Esel mit Wiegenläufen, zum Reiten für Ungeschickte und Straffällige.
7. Ein paar dreieckige Scheite Holz, um darauf die gottlose Jugend knieen zu lassen. Ein Desperationsmittel zur Erweckung der Gottseligkeit.
8. Eine pappdeckelne Mütze, in Gestalt eines Zuckerhutes, mit Eselsohren; ein Spezifikum gegen Schwäche des Gedächtnisses und gegen die leidige Faulheit.
9. Eine hölzerne große Brille, oder vielmehr eine Brillen-Einfassung ohne Gläser, zum behufe der Kinder, die im Buchstabieren und Lesen zurückbleiben.

10. Endlich eine schwarze Tafel mit Notenlinien und — keine Kreide.

Einen Gebrauchszettel zu dem größten Teile dieses Inventars werden wir im sechsten Kapitel, welches von der Langenhäuser Schuldisziplin handeln soll, liefern, wo das geehrte Publikum zugleich von den wundersamen Wirkungen dieser Edukationsmaschinen wird unterrichtet werden.

Fünftes Kapitel,

welches von der Schulpolizei oder Schulordnung zu Langenhausen Nachricht giebt.

Die beste Schulpolizei unter einem Gregorius Schlaghart würde einer guten Hutordnung bei einem schlechten Hirten geglichen haben. In Langenhausen aber stand die Schulpolizei mit dem Lehrer so wenig in Widerspruch, daß vielmehr die erstere für den letzteren expresse gemacht zu sein schien. Wir hätten daher das Kapitel vielleicht schicklicher Schulunordnung als Schulordnung überschreiben können. Nur über einem einzigen Polizei-Paragraphen, wir meinen damit die herkömmlichen Schulschenkaschen, ohne welche kein Kind erscheinen durfte, wurde strenge gehalten. Alle sonst eingeführten Regeln hatten der Ausnahmen so viel, daß ebensoleicht die Ausnahme für die Regel hätte gelten können.

Da bei einem Schlaghart, zumal in seinem Zeitalter, an keine Sommerschulen zu denken war, so nahm der gewöhnliche Winterunterricht, wie fast überall, seinen Anfang erst nach Michaelis. Jedoch begann meistenteils Herr Schlaghart seinen Streit mit dem Schul-Drachen acht bis vierzehn Tage später, weil ihm ein günstiges Geschick fast immer einen Vorwand an die Hand gab, unter welchem sich der Anfang seiner lästigen Schularbeit noch ein paar Wochen weiter hinausschieben ließ.

Überhaupt war es mit dem heiligen Michael so ernstlich nicht gemeint, denn nur die wenigsten und kleinsten Kinder erschienen zu dieser bestimmten Zeit. Die übrigen warteten erst die noch heiligere Kirchweihe ab, die in die Mitte oder auch gegen das Ende Novembers fiel. Bis dahin gab es allerlei Haus- und Feldarbeiten, zu denen die Kinder behilflich sein konnten; nicht zu gedenken, daß um diese Zeit in vielen Häusern eine Schlachterei vorfiel, auf welche man das Schulegehen wegen des unerläßlichen Eintrittsgeschenkes ersparte.

Pünktlicher als mit dem Anfange der Schule wurde es mit dem Ende derselben gehalten. Der Vorschrift zufolge war zwar erst das Pfingstfest der terminus ad quem; aber in praxi war Ostern die erfreuliche Zeit, an welcher der Schulmeister und seine Kinder aus dem pädagogischen Kreuzkarren auf wenigstens fünf Monate ausgespannt wurden.

Von dem Jubel aller Kinder über das heilige Osterfest, welches Herr Schlaghart scherzweise „der Hundstag Ende" zu nennen pflegte, konnte man sich allenfalls einen Begriff machen, wenn man sie nur ein einziges Mal aus der Schule gehen sah. Traurig, wie Bauern in den Turm, schlichen sie herein, aber mit einem Geschrei, wie ein Heer Kraniche, kamen sie wieder heraus. Keine Gebärde läßt sich so ausgelassen und keine Üppigkeit so genialisch denken, die hier nicht wäre zu sehen gewesen. Wie im Triumphe ging es durchs Dorf, bis sich an den äußersten Häusern das wütende Heer allmählich verlor und dies alles gleichsam dem Schulgebete zum Trotz, welches sich mit den geistreichen Worten schloß: „Laß uns fein still und sittsamlich in deiner Furcht nach Hause gehn, damit wir nicht im Kote der Üppigkeit wie die mutwilligen Füllen herumspringen mögen. Amen!"

Da es bei den erwachsenen Schülern mit dem Erscheinungstermine so genau nicht genommen wurde, so läßt sich leicht schließen, wieviel weniger es darauf ankam, wann und zu welcher Zeit die Erstlinge sich einfanden. Der eine ABC-Stammler kam im Oktober, der andere im November,

der dritte im Dezember. Kurz, es hing bloß von der älterlichen Laune oder von einem vorrätigen oder nicht vorrätigen Einstandsgeschenke ab, ob die Kinder ein paar Monate früher oder später ins Glied kamen. An ein Gesetz, welches den ABC-Schülern einen Tag zur ersten Erscheinung bestimmt hätte, war gar nicht gedacht, dafür ging aber auch das ABC-Schwitzen den ganzen Winter nicht aus.

Ebensowenig wußte man von einer Polizeivorschrift wegen des erforderlichen Alters. Wer Lust hatte eine Kindermagd zu ersparen, führte seine Lilliputer, sobald sie der Windel entlaufen waren, mit der ABC-Tafel zum Schulmeister. Mit dem kleinen Völkchen verändelte dieser die Zeit, und selten verging eine Viertelstunde, da nicht eine kindische Schwachheit zum Gaffen oder Lachen Veranlassung gegeben hätte.

Doch, was kümmerte man sich in Langenhausen um Zeitverlust? Da war nichts wohlfeiler als die Zeit, mit der man wegen der erwachsenen Jugend, die ohnedies das ganze Jahr kaum fünf Monate zur Schule kam und um Michaelis das Gelernte halb wieder vergessen hatte, doppelt hätte geizen sollen. Zog man von den fünf Monaten die Zeit ab, die auf Wiedererlernung des Vergessenen aufging, so blieb im Grunde kaum ein volles Vierteljahr Unterricht übrig; gleichwohl wurde so wenig auf die tägliche und unausgesetzte Erscheinung gesehen, daß manches fast alle Wochen ein paar Schulen um der elendesten Ursachen willen versäumte. Oberst Marschland brachte zwar nach seiner Übernahme des Ritterguts auch in diesem Stücke bessere Ordnung ins Dorf; Schlaghart aber war einmal als ein erbärmlicher Schulmann grau geworden, bei dem die auch fleißiger angehaltene Jugend dennoch in allen Kenntnissen und Tugenden zurückblieb.

Nicht einmal zur gesetzten Stunde kamen die Kinder. Gewöhnlich währte es vormittags von 7 bis gegen 8 Uhr und nachmittags von 12 bis halb 1 Uhr, ehe sie sich zusammenfanden. Schlaghart schnarchte zwar zuweilen eins oder das andere darüber an; aber die schlechteste Exküse

war ihm genug, und den Kindern mangelte es nie an einer wohlausgesonnenen Lüge.

Während der Schulzeit wußte Frau Sabella fast immer ein Geschäft für etliche Kinder. Bald hatte sie über die Gasse zu schicken, bald Schuhe zu putzen, bald Erbsen oder Linsen zu lesen, bald Wasser zu holen, bald die Uhr aufzuziehen, bald wieder etwas anderes; die Jugend aber riß sich um das Glück, durch solche Handarbeiten zuweilen von der Schule erlöset zu werden.

Nächstdem war Herr Gregorius äußerst erfinderisch, den wenigen Schulmonaten auch für seine Person noch eine Viertelstunde um die andere abzuzwacken. So ging z. E. die Dorfuhr nie früher als im Winter. Um sieben Uhr schwärmten noch die Eulen um den Kirchtum. Vor dreiviertel acht war an kein Lesen zu denken, und so kam dem eifrigen Schulmeister alltäglich wenigstens eine halbe Stunde zum besten. Gingen Protestationen dagegen ein, so klagte er bitterlich über Vorschnelligkeit des Uhrwerks und beteuerte, daß kein Aufhaltens möglich sei. Zog er aber zurück, so that er es nie zu einer anderen Zeit, als nach geendigter Schule, sowie er sie nie, als nur während derselben vorwärts stieß. Allerdings lag der Fehler auch mit an der Dorfuhr, der größte Fehler aber war, daß sie nicht zu ihm vom Turme herabstieg, und er also bei jeder Nachhilfe sich zu ihr hinauf bemühen mußte.

Mit dieser Ersparnis an Zeit und Mühe noch nicht zufrieden, wußte er auch sonst noch ein Viertelstündchen ums andere dem Unterrichte abzukneipen. Der Barbier z. E. war ganz expresse bestellt, allezeit während der Schule zu kommen. Fast alle Stunden rief ihn verabredetermaßen sein Sabellchen heraus, und dann ließ sich das vorgebliche Geschäft selten unter zehn Minuten abthun, und würde vielleicht noch verzüglicher gegangen sein, hätte er nicht seine Rekreations-Minuten in der Kälte zubringen müssen, da außer dem Schulzimmer keine warme Stube im Hause war. Nur wenn zwischen ihm und dem Pfarrer ein Strauß vorgefallen war, that er sich auf ein paar

Wochen Gewalt an, weil es in dieser schweren und betrübten Zeit gewöhnlich Schulvisitation gab.

So oft er sich übrigens aus der Schule entfernte, so übergab er jedesmal das Schul-Zepter, sage den Stecken, mit welchem er zu ambulieren pflegte, einem der Schulknaben, der bei ihm in vorzüglicher Gunst stand. Als ein Mann ohne Menschenkenntnis erwählte er aber gewöhnlich den schlimmsten zum Günstling, der ihn, wenn's not that, so gerüttelt voll log, daß nichts mehr hineinging. War der Junge dem einen oder anderen Kameraden feind, so wurde dieser verschwärzt, indes die guten Freunde des parteiischen Aufsehers ungestraft durchwischten. Über dem Denunzieren und Inquirieren verstrich indes die goldene Zeit, und Hader und Feindschaft entspann sich unter den Kindern.

Bei dem alltäglichen Herschnattern des Katechismus, der Sprüche und Liederverse glaubte Herr Gregorius ohnehin überflüssig zu sein. Gefiel es ihm also, sich während dieses Geschäfts zu entfernen, so ging das christliche Mühlwerk unter der Aufsicht des ersten besten Jungen seinen ungehemmten Gang fort; denn ob die Worte recht ausgesprochen, abgesetzt und verstanden wurden oder nicht, war seine mindeste Sorge.

Überhaupt war es in Langenhausen unmöglich, auf jeden Ton und auf jedes Wort zu merken; denn während des ganzen Unterrichts ging das Summen und Brummen der Kinder unter dem Vorwande, daß sie ihre Lektion lernten, unabläßig fort, so daß keines den Lehrer und dieser keines der Kinder vollkommen verstand. Wer außen vorüberging, glaubte eine Judenschule zu hören, hauptsächlich aber dann, wenn die ganze liebe Jugend zugleich ihr Hauptstück herplärrte. Es war nämlich ein eigentümlicher Einfall des Herrn Schlaghart, den Kindern durch diesen Kunstgriff, daß er sie die aufgegebene Lektion in corpore herabschreien ließ, das Auswendiglernen zu erleichtern.

Alle Viertelstunden lief eine Klage ein: „Herr Schulmeister, der Gürge hat mich gerupft — der Peter gezwickt —

die Grete gezupft.“ Da Herr Gregorius so zu sitzen pflegte, daß er die Schule nicht übersehen konnte, sich überhaupt um alles, was vorging, wenig bekümmerte und meist ungezogene, verlogene Rangen um sich hatte, so gab es jedesmal eine weitläufige Inquisition, über der siebenmal mehr Zeit verloren ging, als der Kriminalfall wert war.

Mit diesem Geschrei wechselte ein anderes ab, welches er lateinisch das Petieren zu nennen beliebte. „Herr Schulmeister, wir müssen auf den Hof!“ schrie ein Rudel Kinder um den andern. Knaben und Mädchen liefen dann auf eine Streu, balgten sich da entweder untereinander herum oder setzten sich — naturalia non sunt turpia — fein säuberlich neben und hintereinander, um die actus naturales zu verrichten. An die nötige Vorsicht, entweder Knaben und Mädchen voneinander zu sondern oder nie zugleich aus der Schule zu lassen, dachte der ehrliche Mann so wenig, als sich's die Gemeine einfallen ließ, für die Kinder einige Abtritte machen zu lassen.

Daß während des Unterrichts das Essen keinen Augenblick ausging, haben wir schon in dem Kapitel von der Einrichtung des Schulzimmers gemeldet. Auf einen so guten Druck gehörte ein guter Schluck. Da kein Wassergefäß für die Kinder vorhanden war, so liefen sie durchs halbe Dorf nach dem Brunnen, tranken das eiskalte Wasser und blieben Viertelstunden lang darüber aus. Gewissermaßen war es ihnen auch bei der Schulhölle, in die sie zusammengepackt waren, bei dem ermüdenden Unterrichte, den sie genossen, und bei einer fast dreistündigen Dauer jeder Schule kaum zu verdenken, wenn sie jede Gelegenheit ergriffen, auf einige Minuten zu entlaufen.

Pfarrer Schorr, ein Mann, der sich um das Schulwesen wenig bekümmerte und noch weniger davon verstand, kam zwar einmal, wir wissen nicht durch welchen Zufall, auf den glücklichen Gedanken, die Schule in zwei Klassen zu teilen und die Größeren bei der Ankunft der Kleineren, welche seinem Plane zufolge anderthalb Stunden später erscheinen sollten, auf eine Viertelstunde aus dem Zimmer

zu lassen; darüber entstand aber unter der verwilderten Jugend ein solcher Lärm und in Ansehung ihrer Erscheinung eine solche Unordnung, und Gregorius Schlaghart erhob über die Kälte, die sie ihm bei dem Gelauf in die Schule brachten, ein solches Geschrei, daß sich Pastor Schorr genötigt sah, es wieder im alten Geleise gehen zu lassen. Indes lernte er doch bei dieser Gelegenheit, was er freilich ohnedies hätte wissen sollen, daß man am klügsten thut, einen schlechten Schulmeister auf seiner Eselssteige fortgehen zu lassen. Jede neue Ordnung macht unter einer solchen Hand nur neue Unordnung, wird in den ersten Wochen wieder rückgängig und macht ihrem Urheber Schande.

Da die Langenhäuser Schulpolizei sich nicht bis auf die Wohlanständigkeit im Sitzen, Gehen, Verbeugen und im übrigen äußeren Betragen, nicht auf Ordnung und Reinlichkeit erstreckte, so war es ein ganz eigener Anblick, die Gemütlichkeit zu betrachten, mit der sich eins gegen das andere hinlümmelte, oder die Bengelei, wie sie bei ihren Komplimenten die Mütze ans rechte Ohr hielten und sich zwölfmal besannen, ob sie nur das wollten oder nicht. Noch unbeholfener erschienen sie, wenn sie den Mund aufthaten. Alles war an ihnen hölzern und pöbelhaft. Mit langen, zerzausten Haaren, schmutzigen Händen und Gesichtern, in unreinlichen Kleidern und nicht selten mit Grind und Ungeziefer bedeckt, erschienen sie größtenteils in der Schule. Sie schneuzten sich da in die Hand und wischten die Nase mit dem Ärmel.

Ihre Bücher glänzten vor Schmutz. An einem fehlte der halbe Einband, am andern der halbe Text. Alle Blätter waren vollgekritzelt oder von bunten Papierchen beklext, welche sie wie eine Briefoblate im Munde erweichten und dann auf die Stelle klebten, wo sie weiter fortlesen oder lernen sollten. Bei der Gelegenheit kratzten sie ganze Wörter aus, sowie die Kleinen mit dem Griffel das halbe ABC-Buch zerfetzten. Fragte Herr Schlaghart nach einem Hauptstücke des Katechismus, so hatte das eine Kind den Glauben, das andere etliche Gebote, das dritte

die Absolution, das vierte eines von den Sakramenten oder einen Bußpsalm verloren. „Das steht nicht mehr in meinem Katekissem, das haben meine kleinen Geschwister herausgerissen," schrieen die Kinder, wenn er die Lektion aufgab. Ganz natürlich fulminierte dann Schlaghart zuweilen entsetzlich über die Liederlichkeit und Verstümmlung der Schulbücher, aber das immer auf eine verkehrte Art und ohne Wirkung.

Die ganze Unterweisung in guten Sitten bestand darin, daß er die Kinder anhielt, vor ihm auf der Gasse die Mütze ans Ohr zu halten und einen Streiffuß zu machen. Sie an Höflichkeit unter sich selbst und an ländliche Manierlichkeit zu gewöhnen, sie in den Gesetzen des Wohlstandes bei allerlei Gelegenheiten zu unterrichten und zu üben, lag ganz außer dem Bezirk seines Schulunterrichts und seiner Disziplin.

Seine Schulordnung in Ansehung der Lektionen war endlich der ganzen Schulpolizei an Erbärmlichkeit vollkommen gleich.

Sechstes Kapitel.

Von der Langenhäuser Schulzucht oder Disziplin.

Ehe wir dieses Kriminal-Kapitel beginnen, müssen wir uns zuvor mit unsern Lesern über die Bedeutung vereinigen, in welcher wir die Benennungen Schulzucht oder Disziplin genommen wissen wollen. Gewöhnlich versteht man darunter die Schulordnung sowohl, als auch die Mittel, durch welche man die Jugend zur Beobachtung derselben und überhaupt zum äußern Wohlverhalten anzutreiben sucht. Da wir jedoch von der Schulordnung in einem eigenen Kapitel schon gehandelt haben, so folgt daraus ganz natürlich, daß wir das Wort Schulzucht nur in der letztern Bedeutung nehmen und darunter mit Ausschluß der eingeführten

Schulgesetze bloß die Zuchtmittel verstehen. Die weise Wahl derselben ist nach unserer Meinung mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft und fordert eine so reichliche Gabe von Menschenkenntnis und Amtsklugheit, daß wir kein Bedenken tragen, sie das größte Meisterstück eines Schullehrers zu nennen, obgleich Tausende, die das Erziehungs- und Informations-Handwerk wie S. T. Herr Schlaghart treiben und ein mürrisches Gesicht, eine donnernde Stimme, eine Litanei von Scheltworten, ein derbe Faust und einen zähen Haselstock für das Fundament der ganzen Schuldisziplin ansehen, nichts leichter finden als diese schwere Kunst.

Herr Gregorius Schlaghart, welcher die Wörter Zucht und Züchtigung für gleichbedeutend hielt, kannte wenigstens keine wirksameren Mittel, um Fleiß, Aufmerksamkeit, Gehorsam und andere Tugenden in seine Schüler zu bringen, als den Meister Bakel, den Wiegen-Esel, die Ohren-Mütze und wie die Siebensachen weiter heißen, die wir schon an ihrem Orte verzeichnet haben. Die Aufmerksamkeit aller Kinder durch das Anziehende des Vortrags und Gesprächs, durch gleichzeitige Beschäftigung, durch Überraschung der Unaufmerksamen mit Fragen und durch ähnliche Mittel zu schärfen, den Gehorsam der Kinder auf Liebe zu sich selbst, zum Lehrer und zur guten Sache zu bauen ꝛc., waren ihm ganz unbekannte Kunstgriffe; desto bekannter aber war er mit den gewöhnlichen Handgriffen der Disziplin.

In seinem Katechismus der Schulzucht stand, wie in den meisten bürgerlichen Gesetzbüchern und Polizeien, keine Silbe von Aufmunterung und Belohnung der Tugend, wohl aber waren alle Fehler wie in einer peinlichen Halsgerichts-Ordnung mit Strafen verpönt.

Von der Kunst, Fehler zu verhüten, wußte er gar nichts, desto besser aber verstand er die Kunst, sie handwerksmäßig zu bestrafen.

Der Stecken, der Esel, die Mütze, die Brille, die dreischneidigen Knie-Hölzer und ähnliche Werkzeuge waren seine Universalmittel zur Erweckung aller Tugenden und

zur Abgewöhnung aller angenommenen Fehler und natürlichen Schwachheiten.

Doch nein! An solche Endzwecke dachte Herr Gregorius nicht. Er strafte nicht, um die Kinder zu bessern, sondern nur, seinem Ingrimm Luft zu machen. Wäre es möglich gewesen, ihn aller Galle zu entledigen, er würde sich nie des pädagogischen Strafamtes bedient haben, denn nie hatte er etwas von liebevollen Absichten bei der Ausübung desselben gefühlt. Unmöglich konnte er den Fehler hassen und den Fehlenden lieben; alles ging leidenschaftlich, und jede Strafe kam aus der Quelle der Rachsucht. Kurz, seine Strafgerichte waren eben so, wie sein Herr Pastor die Strafgerichte Gottes zu schildern pflegte, und standen also mit den Schorrschen Predigten in der schönsten Harmonie.

Da er bei gelinderen oder strengeren Züchtigungen nie das wahre Wohl der Kinder zum Zweck hatte, so nahm er gewöhnlich seine Launen zum Leitstern. Das eine Mal ging den Kindern jede Dummheit, jede Üppigkeit und Bosheit hin, das andre Mal durften sie kaum ungestraft atmen. Hatte er einen Haushader mit seiner Sabella oder einen kollegialischen Kampf mit seinem Pfarrer oder ein Gefecht mit seiner Gemeine, so mußten es die armen Kinder entgelten. Mit einem Gesichte wie der donnernde Jupiter und mit einer bis auf die Augenbrauen um die Stirne geschobenen Perücke kam er dann schon aus seinem Alkoven heraus, und nicht selten sagte er seinen Kindern, sobald das Eingangsgebet verrichtet war, im voraus: Heute traut nur nicht zu wohl, oder ich hau euch türkisch zusammen!

In dieser Gemütsverfassung schnarchte er sie mit solchem Ungestüm an, daß alle die Fassung verloren. „Seid ihr denn heute alle wieder Ochsen und Esel?“ schrie er dann, wenn alles links ging. — „Es ist nicht anders, wie wenn der Teufel sein Spiel hätte,“ pflegte er seinen Kollegen zu erzählen, „je ärgerlicher und verdrießlicher ich bin, desto dümmer stellen sich meine Belialskinder.“ Wirklich glaubte er, daß sich diese Erscheinung

[illegible]

den zehnten Teil von dem, was er hätte leisten können; gleichwohl gab er dem letzteren seine Zufriedenheit durch Stillschweigen und dem ersteren sein Mißfallen durch etliche Scheltworte zu erkennen.

Wer aus Mutwillen seinem Kameraden einen Kirschenkern an den Kopf schnellte, bekam sein Traktement Schläge wie der Raufbold, der ihm in der Bosheit das Buch an den Kopf warf. Wer nicht wußte, was er sollte oder nicht kannte, was er wußte, wurde mit dem, der es nicht wollte, ganz in eine Klasse gesetzt, und wer alle Vierteljahre einen Verweis verdiente, bekam oft die nämliche Züchtigung wie einer, der alle Wochen in Strafe verfiel.

Daß ein Mann, der solcher Unüberlegtheiten fähig war, auf die verschiedenen Anlagen und Gemütsarten seiner Zöglinge keine Rücksicht nahm oder vielmehr die verschiedenen Temperamente und Anlagen gar nicht zu unterscheiden wußte, bedarf kaum erst erinnert zu werden. „Du verstockter Cujon!" schnarchte er den Schüchternen an, „wart, ich will dich reden lehren!" Half das, wie natürlich, der Schüchternheit nicht ab, so kam der Esel, die Brille, die Eselsmütze oder etwas Ähnliches zum Vorschein. Dadurch verlor das Kind alle Fassung, und nicht selten ging dann die Schüchternheit wirklich in Verstockung über.

Den Zerstreuten, der heute die schönsten Anlagen verriet und morgen wieder die unbegreiflichste Unwissenheit, hielt er gewöhnlich für einen Bösewicht vom ersten Range, der dem Lehrer zum Verdruß nicht aufmerken mag; oder er hielt ihn für einen erklärten Dummkopf und schrieb die mit unterlaufenden Äußerungen des Verstandes auf Rechnung des Zufalls. „Hat wieder einmal eine blinde Henne eine Erbse gefunden," schrie er, wenn sich ein solcher über Erwarten geschickt bewies.

Der denkendste Verstand war in seinen Augen nichts. Das einzige Mittel, seinen Beifall zu erwerben, war ein eisernes Gedächtnis. Wer dieses besaß, wurde von ihm geschätzt; wem es an diesem gebrach, der war und blieb ein Dummrian. Schlaghart konnte daher gar nicht begreifen,

wie es zuging, daß Kinder, denen er wegen Mangel an gutem Wortgedächtnisse den gesunden Menschenverstand abgesprochen hatte, gleichwohl oft im gemeinen Leben die raffiniertesten und brauchbarsten Leute wurden. Der einzige Schlüssel, den er zu diesem Rätsel zu finden wußte, war der, daß er den Verstand erst durch seine Disziplin, sage durch den Meister Erich, durch den Wiegen-Esel und durch ähnliche Schulexerzitien müsse erweckt haben.

Das sanfte weiche Herz zog er nicht an den Banden der Liebe, sondern schleppte es wie das harte, widersetzliche, an den eisernen Ketten der tyrannischen Schulzucht.

Überhaupt war er mehr für das Müssen als für das Wollen. Wie die Kinder in der Schule nichts aus Liebe, nichts um ihrer selbst und um der guten Sache willen, sondern alles nur aus Furcht thaten, so thaten sie auch in ihrem künftigen Leben meistenteils nicht mehr und nicht weniger, als was sie — mußten.

Wie sie nie in der Schule den Gründen nachzudenken gelernt hatten, warum etwas so oder anders sein mußte, so dachten sie gewöhnlich in ihrem ganzen Leben über keine Verordnung und über keinen Rat vernünftig nach, und kamen daher als eine verwilderte Nation in die Hände des Obersten von Marschland.

Da die Züchtigungen und Schulstrafen viel zu oft angewandt wurden, so verloren sie das Auffallende, das Abschreckende, das Beschämende. Manche brachten es so weit, daß sie auf dem Wiegen-Esel sich mit der größten Behaglichkeit schaukelten und die Strafe nur für eine Kurzweil hielten.

Nur die Schläge und das Scheitknieen behielten ihre abschreckende Kraft; dafür aber empörten sie das Herz der Jugend gegen die Zucht und den Züchtiger; denn selten wußte Schlaghart das rechte Maß zu halten. Das gefährliche Knieen, das leicht den Knieschwamm oder ein anderes Übel hätte veranlassen können, war ohnedies eine Art von Folter, die aus jeder Schule verbannt sein sollte. Unter Schlagharts plumper Faust war aber auch der Stecken

ein wahres Tortur-Instrument. Der Fall, daß die Gezüchtigten wochenlang die Striemen auf dem Rücken oder Gesäße herumtrugen, daß ihnen von den Pfötchen, die er auf die Fingerspitzen gab, die Nägel abgingen, oder daß das Ohr von den Ohrfeigen schwoll und das Gehör beinahe verfiel, war keine Seltenheit, wie wir schon bei Erwähnung der Auftritte, die es darüber zwischen ihm und dem Pfarrer absetzte, des breiteren erzählt haben. Wie und wohin er schlug, galt ihm bei der Heftigkeit seines Temperaments ganz gleich.

Überhaupt waren alle seine Schulstrafen von der Art, daß sie nicht nur ihres Zweckes verfehlten, sondern auch die ganze Sittlichkeit der Kinder sichtbar verschlimmerten. Sein erster Gradus admonitionis war schmähen und schelten. Was er also den Kindern hätte abgewöhnen sollen, das gewöhnte er ihnen durch sein Beispiel an. Zu Hause, von ihren Eltern hörten sie schon mehr als zu oft diese häßliche Unart. Schlaghart verwies ihnen ihre Fehler auf eben die Weise. Was war nun natürlicher, als daß die Kinder das Schmähen und Schelten für schicklich und für das bewährteste Mittel hielten, andern seine Unzufriedenheit fühlen zu lassen?

Gleichwohl unterstand sich Herr Gregorius, die nämlichen Kinder, die er mit Schmähungen überhäuft hatte, zu züchtigen, wenn sie die von ihm erlernten Schimpfnamen einander selbst gaben. Mit Gewalt wurden sie also auf den Irrwahn geleitet, daß das Schimpfen nur unter Kindern unerlaubt sei, den Ewachsenen aber, besonders gegen Kinder, wohl anstehen müsse.

Aber nicht nur das Schmähen lernten sie von ihm, sondern auch die Kunst, im Schmähen witzig zu sein. Er gab nämlich überaus gerne den Kindern nach ihren besonderen Eigenschaften allerlei Spitznamen. Bei diesen nannten sich nun die Kinder unter einander selbst, rauften sich darüber, und Gregorius schlug nun mit dem Stecken darein, als ob er das Vorrecht, Spottnamen zu geben, nur allein hätte. Manche behielten seine Spitznamen bis ins

Grab und ergrimmten noch im Alter über den unseligen Witzling, der sie damit beehrt hatte.

Doch dabei ließ es Schlaghart nicht bewenden. Er forderte wohl gar seine Schuljugend zur Spottsucht und Schadenfreude ausdrücklich auf, und schlingelte gleichwohl die Kinder aufs pöbelhafteste durch, wenn sie zu einer anderen Zeit unaufgefordert von der erworbenen Fertigkeit Gebrauch machten. „Lacht ihn alle aus!“ rief er zuweilen, wenn ein Straffälliger auf dem Esel saß. Die Kinder rissen nun die Mäuler auf wie gähnende Wölfe. Nur Schlaghart, der es unter seiner Würde hielt, mit einzustimmen, verzog keine Miene.

Nachdem die Kinder seinen Befehl erfüllt hatten, gebot er wieder ruhig zu sein. Da dies nicht immer auf den ersten Wink möglich war, so gab es oft darüber eine neue Castigation. Die ganze Schule freute sich indes allemal über so schöne Gelegenheiten, das Zwerchfell zu erschüttern, gewöhnte sich aber auch dadurch an das häßliche Laster der Schadenfreude.

Der Eindruck, den eine solche Verspottung auf den Bestraften machte, war nicht weniger nachteilig als der, den sie in den Herzen der Verlacher zurückließ. Entweder verhärtete sich sein Ehrgefühl bis zur Gleichgiltigkeit gegen Ehre und Schande (— wirklich gehörte der Fall, daß einer in der Ohrenmütze auf dem Esel reitend hellauf in das Gelächter seiner Kameraden einstimmte, gar nicht unter die Seltenheiten —), oder sein Herz schwoll vor Erbitterung gegen seine schadenfrohen Mitschüler. Er konnte es denen, die am behaglichsten mitgelacht hatten, lange nicht vergeben und suchte sie auf allen erdenklichen Wegen in gleiche Strafe zn bringen, um auf eben die Weise sein Mütchen kühlen zu können. So gewöhnte sich sein Herz an die schwärzeste Rachsucht.

Durch die verwünschte Angeberei, die Schlaghart in seiner Schule nicht nur duldete, sondern auch eifrigst beförderte, wurde der moralische Charakter der Kinder noch mehr verschlimmert. Um jede Kleinigkeit verklagten sie sich

untereinander, bei mutwilligen und bösen Streichen aber, wo sich keines von ihnen beleidigt fühlte, standen sie wieder alle für einen Mann und verschwuren Leib und Seele, daß sie nichts wüßten. So lernten sie auf der einen Seite das Verplaudern, und auf der andern das Leugnen und Hehlen. Sie gewöhnten sich an eine Unduldsamkeit gegen die geringsten Beleidigungen, die ihnen ihre ganze Lebenszeit anhing.

Wie sie sonst bei jeder Kleinigkeit den Schulmeister zu Hilfe riefen, so bestürmten sie in der Folge mit elenden Klagen das Amt. Wie es ihnen in der Schule nicht um Zurechtweisung und Besserung des Beleidigers, sondern nur um seine Bestrafung zu thun war, so suchten sie auch vor Amte nichts anderes als Kühlung ihrer Rachsucht. Ein Thaler Strafe, den ihr Gegner erlegen mußte, war ihnen unendlich viel lieber, als seine Besserung.

Durch das Hinauf- und Hinunterſetzen, mit welchem Herr Gregorius ungemein freigebig war, gewöhnte er seine Kinder an Hochmut oder Niederträchtigkeit, an Neid und an falsche Nebenabsichten bei Vollbringung des Guten. Sie lernten nicht, um weiser und besser zu werden, wozu freilich der Langenhäuser Schul- und Pfarr-Unterricht ohnehin wenig beitrug, sondern nur um andere neben sich zu verkleinern und ihrer Eitelkeit ein Opfer zu bringen. Die thörichte Rangsucht, das Oben- und Untenansitzen, das Gehen zur Rechten und Linken, wurde ihnen schon in der frühesten Jugend als etwas Wesentliches vorgestellt. Sie gewöhnten sich, nicht in dem Bewußtsein, gut gehandelt zu haben, sondern in solchen Kindereien ihren Lohn zu suchen.

Sie gewöhnten sich, über die Erniedrigung ihrer Mitmenschen zu triumphieren, und der Gedanke, daß man selbst größer werde, gleichsam höher hinaufrücke, wenn ein anderer heruntergesetzt wird, schlug so tiefe Wurzel, daß es den Kindern zur Natur wurde, fremde Vorzüge zu verkleinern und fremde Mängel aufzudecken oder gar zu vergrößern um an der Seite der Erniedrigten selbst höher zu scheinen.

Die Schadenfreude, diese Höllen-Wollust auf Erden, war schon in der Schule beim Hinaufrücken ihr süßester Lohn und blieb es gewöhnlich durch ihr ganzes Leben.

Des Hinabgesetzten bemächtigte sich indes die Mißgunst. Er fühlte es, daß er dem Erhöhten nicht in jedem Anbetrachte nachstand und also wohl um anderer Seiten willen oben zu sitzen verdiente.

Die Parteilichkeit, mit welcher Herr Schlaghart zu Werke ging, blieb nicht unbemerkt. Reicher Bauern Söhne und Töchter, die sich mit Butter, Schlachtschüsseln und Herbsttrünken fleißig einfanden, kamen nie unten an. Ging auch ihre Lektion noch so schlecht, so half der bestochene Lehrer immer ein, um ihren Stumpfsinn, ihr schlechtes Gedächtnis oder ihre Faulheit zu bemänteln. Warum thut er das nicht bei uns? dachten die ärmeren, und warum machen wir fast immer den Nachtrab?

Über diesen Betrachtungen wurden einige störrig, andere gleichgiltig gegen das Oben- und Untenansitzen, und selbst diejenigen, die durch das Hinabsetzen fleißiger wurden, wurden es nur denen zum Trotz, welche sich über sie hinaufgeschwungen hatten. Die Eltern der Erniedrigten aber schimpften zu Hause brav über den Lehrer und bestärkten dadurch ihre Kinder in der Überzeugung, daß ihnen zu viel geschehen sei.

Nächstdem war der ganze Anstand des Schulmeisters nie lächerlicher als bei seinen Strafen. Seine Hammelsmethode, denen, welche in der Lektion fehlten, bä, bä, bäh! ins Gesicht zu blöken, gab täglich zum Lachen Anlaß, den Knaben hinter der Tafel wickelte er mit possierlicher Emsigkeit den Stecken in die Haare und schüttelte sie so herum. Der Anblick der Ohrenmütze auf dem Kopfe eines Kindes oder der mächtig großen Brille auf seiner Nase oder ein Spazierritt desselben auf dem Esel war ohnedies einer Hanswurstiade vollkommen gleich.

Die auffallendsten Züge in dem Anstande des Schulmeisters ahmten die Kinder zu Hause nach, und wenn man ihre kleineren Geschwister, die noch nicht Vater aussprechen

konnten, fragte: „Wie machts der Schulmeister?“ so streckten sie ihre Händchen gerade vor sich hin und schrieen: bä, bä, bäh! Welche Achtung sie aber dadurch schon im Laufer-bande gegen ihren künftigen Lehrer schöpften, läßt sich leicht begreifen.

Durch seine Strafen ging endlich und zum Überflusse auch die Aufmerksamkeit der sämtlichen Kinder gewöhnlich verloren. Alle gafften ohne Unterlaß auf den armen Teufel hin, der am Schulpranger stand, um seine Gesichter und Geberden zu betrachten; die dadurch veranlaßte Unacht-samkeit auf die Lektion zog noch ein paar Schulstrafen nach sich; wer aber durch alle schlimmen Folgen nicht gescheid zu machen war — war Meister Schlaghart.

Der Hauptfehler an seinem ganzen Strafamte war aber der, daß er kein Kind von den Gründen seiner Straf-barkeit zu überzeugen suchte, sondern ohne alle Vorbereitung zur Exekution schritt oder wohl gar den Prozeß mit der Exekution anfing. Nie stellte er dem Fehlenden die üblen Folgen vor, die seine Art zu denken, zu reden, oder zu thun für ihn selbst und für andere notwendig haben müßte, wenn er so fortführe; nie bewegte er das Herz der Ver-irrten, nie verzog er mit der Strafe, um dem Kinde Zeit zur Überlegung zu lassen und zugleich durch den Verzug die Strafe gewissermaßen zu schärfen — denn gewöhnlich ist sie in der Erwartung peinigender als im wirklichen Gefühle —; nie zeigte er eine Wehmut über die traurige Notwendigkeit, strafen zu müssen; nie sah man in seinen Blicken den Ausdruck der väterlichen Liebe, während die Hand das Strafamt verwaltete: mit den sichtbarsten Merk-malen der Erbitterung und Rachsucht vollzog er vielmehr jede Bestrafung, und eilte zu ihrer Vollziehung wie ein Zorniger, der seine Flamme schnell durch Rache löschen muß, um nicht von ihr verzehrt zu werden.

Bei einer solchen Beschaffenheit der Schlaghartschen Schuldisziplin war es in der That ein Glück, daß der Ehrenmann nicht immer seinen Drohungen, die gewöhnlich noch strenger waren als die That, buchstäblich nachkam.

Bei der kleinsten Veranlassung vermaß er sich oft auf seiner Seelen Seligkeit, den ersten besten, der dies oder jenes wieder thun würde, braun und blau zu schlagen, dachte aber an die Erfüllung so wenig, daß er vielmehr der Drohung zum Trotz im wiederholten Falle den Fehler fast ganz übersah. Freilich gewöhnte er dadurch die Schüler, seiner Warnungen zu spotten und seine Drohungen für leeres Gepolter zu achten. Aber wer sähe nicht ein, daß die Taubheit gegen Warnungen und Drohungen, zu welcher sie hier ganz methodisch angewiesen wurden, nicht im geringsten schlimmer ist, als die Fehler, zu denen sein ganzes Strafamt verleitete?

Die Frage, wie eine solche Schulzucht unter der Aufsicht des Predigers möglich war, dürfen wir wohl nicht erst beantworten, da unsere Leser das teure geistliche Schul-Oberhaupt, Herrn Pastor Schorr, schon einigermaßen kennen. Bei seiner gänzlichen Unkunde im Erziehungsfache, fand er die Schlaghartische Methode bei weitem nicht so sinnlos und zweckwidrig, als sie wirklich war. Bei seinem Gemächlichkeitssystem war er, wenn ihn nicht zuweilen ein Privathaß gegen den Schulmeister in Harnisch brachte, ganz unbekümmert um das Schulwesen, und bei der Unheilbarkeit des mehr belobten Herrn Gregorius würde auch jeder Versuch, ihn zu bessern, nur Dünger aufs Unkraut gewesen sein.

Siebentes Kapitel,

in welchem die Leser mit Schlagharts Gedächtnis- und Deklamations-Übungen bekannt gemacht werden.

Wir kommen nun vor der Bude an, in welcher der Primas aller Schulmeister, Herr Gregorius Schlaghart, mit seiner lieben Jugend von Michaelis bis Ostern

alljährlich seinen Gedächtniskram aufschlug. Sobald die Kinder das Alphabet inne hatten, mußten sie schon des angehängten Spruchbüchleins wegen den Katechismus mit zur Schule bringen, in welchem Herr Gregorius Schlaghart einen der sogenannten ABC-Sprüche mit einem Nageldruck bezeichnete und als Wochenspruch aufgab. Blindlings klebten die Kinder auf die gekneipte Stelle ein Schnippelchen Papier; den Eltern und Geschwistern aber blieb die marternde Arbeit überlassen, den am Montage aufgegebenen Spruch die Woche durch einzutrichtern. Herr Schlaghart begnügte sich indes, die Aufgabe sich täglich herstammeln zu lassen, ohne jedoch eine Silbe des Memorienwerks zu erklären.

Dies hielt auch der Ehrenmann für ganz überflüssig; denn die einzige Absicht, in welcher die heiligen Wörter erlernt wurden, war: in der sonntäglichen Katechismuslehre, in welcher Herr Pastor Schorr seine Kirchenjugend durch ein: „Was hast du gelernt, Jürge? — und du Kaspar? — und du Niklas?“ zu einem öffentlichen Beweis der erworbenen Geschicklichkeit aufforderte, ein Geschrei aus der Bibel oder aus dem Gesangbuche erheben zu können. An einen andern Endzweck dachten weder Pfarrer noch Schulmeister.

Ging das unverstandene und für so kleine Kinder auch ganz unverstehbare Gedächtniswerk nicht zeitig genug in den Kopf, so wurden die armen Kleinen in der Schule ganz unbarmherzig heruntergeochst und geeselt, an den sträubigten Haaren geschüttelt, hinuntergesetzt, mit der hölzernen ABC-Tafel behangen oder wohl auch mit der Eselsmütze gekrönt.

Waren sie aber einmal so weit, daß es an den Katechismus ging, dann zeigte sich erst Herr Schlaghart als einen Meister in der Kunst, der Jugend so zu reden spielend den Unterricht beizubringen.

Mit lauter Stimme hob er an: „Die kurze Auslegung der heiligen zehn Gebote. Wie lautet das erste Gebot?“ — und nun fingen alle Katechismusschüler zugleich mit einem

unerträglich vieltönigen Geschrei an: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben!“ und so schrieen Schulmeister und Kinder aus einem Halse den ganzen Abschnitt zwei- oder dreimal durch.

Ebenso pflegte es auch mit den sieben Bußpsalmen, mit den Festliedern ꝛc. von nun an zu halten, wodurch es ihm gelang, die Lektion in der That ziemlich bald, aber auch ebenso richtig und wohlverstanden seinen Kindern beizubringen, wie sie zu Hause durch das Mitbeten die täglichen Morgen-, Abend- und Tisch-Andachten zu lernen gewohnt waren.

An verkrüppelten und ausgelassenen Wörtern und Zeilen stieß sich indes Meister Schlaghart so wenig, als an dem unerträglichen Betteltone, welcher den harmonischen Terzen nicht unähnlich war, in welchen Ehrn Pastor Schorrius seine Kollekten auf dem Altare zu singen beliebte. Hätten nicht unsre meisten Herren Kollegen in ihren eigenen Schulen Gelegenheit, ähnliche Bettelmelodieen zu hören, oder müßten wir nicht fürchten, unsere Herren Verleger durch einen Kupferstich in neue Unkosten zu setzen, so würden wir uns nicht entbrechen können, die drei Hauptartikel in Noten zu liefern, wie weiland der selige Gottsched in seinen Vorübungen der Dichtkunst die Versarten der alten Römer. Wir hoffen indes, daß jeder ohnehin so viel ut, re, mi, fa, sol, la im Kopfe haben wird, um sich das Ding nach großen und kleinen Terzen ohne Noten vorstellen zu können.

Einen ganz andern Ton hatte man zu hören Gelegenheit, wenn die liebe Schuljugend, wie man sich abusive ausdrückte, im Stillen memorierte, während ihr Lehrer etwa die Kleineren buchstabieren oder ihre Sprüchelchen hersagen ließ. Schlaghart hatte nämlich die üble Gewohnheit, in der Schule gewisse Aufgaben, Liederverse und dergleichen, auswendig lernen zu lassen: seine Belialskinder aber, wie er sie zu nennen beliebte, hatten die noch üblere Gewohnheit, dabei zu brummen wie ein Schwarm Hornissen. Die meisten machten dabei Figuren wie betende Juden und suchten während dieser Leibes- und Gedächtnisübung auch

dem Magen ein Stück Arbeit durch einen Keil Brot zu verschaffen, den sie unter beständigem Brummen hinuntermuffelten.

Dies alles fand jedoch Meister Schlaghart so wenig unschicklich, daß er sogar eine Schule würde für verdorben geachtet haben, in welcher nicht ebenso wie in der seinigen wäre gebrummt und memoriert worden.

Nicht minder als er war auch sein Herr Pastor, wenn auch nicht für das unanständige Geräusch, aber doch für das verstandlose Gedächtniswerk eingenommen. Zehn Fehler gegen den gesunden Menschenverstand, an welchen ohnehin fast nie appelliert wurde, waren in ihren Augen lange nicht so halsbrechend, als die Verwechslung eines der zehn Gebote mit dem andern oder einer der sieben Bitten mit der andern. Bä, bä, bäh! du Krautskopf! du Ochsenpantoffel! schrie der erbitterte Schulmonarch, wenn etwa ein Kind so unglücklich war, auf die Frage: Wie lautet die fünfte Bitte? zu antworten: „Und führe uns nicht in Versuchung"; ungeachtet vielleicht Sankt Petrus die Frage noch unrichtiger würde beantwortet haben, ob er gleich das Vater unser unmittelbar von seinem Meister gelernt hatte.

Kinder, die nicht mit einem eisernen Wortgedächtnisse begabt waren, erklärte Schlaghart überhaupt für unbrauchbare Schafsköpfe. Die hellsten Funken von Menschenverstand waren in seinen Augen des Anfachens nicht wert; sein Unterricht war sogar ein bewährtes Löschmittel gegen das Auflodern des Genies. Nach etlichen Jahren vergaßen die meisten den Katechismus, die Alphabetsprüche, die Bußpsalmen und Pastor Schorrs auswendiggelernte theologische Spitzfindigkeiten wieder — und damit war auch ihr ganzes Wissen, welches in lauter Wörtern ohne Begriffen bestand, ihre ganze Schulweisheit dahin.

Achtes Kapitel,

aus welchem die Leser Schlagharts Methode, die Jugend in der Buchstabenkenntnis, im Sillabieren und Lesen zu unterrichten, kennen lernen.

Daß Herr Gregorius Schlaghart sehr geflissen war, sich in seiner ganzen Schulmethode mitten auf der betretenen Heerstraße zu erhalten, wissen unsere Leser aus allem, was wir bisher von dem Ehrenmanne erzählt haben. Seiner Regel getreu hielt ers auch in Ansehung der Buchstabier-, Sillabier-, und Lese-Methode mit dem heiligen Schlendrian.

So oft ein neuer ABC-Schütze ins Gewehr trat (und das geschah, wie wir aus dem fünften Kapitel dieses Büchleins wissen, in allen Monaten des Winterhalbjahres), so oft ging die ABC-Stammlerei von neuem an, und fast keins der neu eingetretenen Kinder war in Ansehung der Lektion dem andern gleich. Das eine hatte die ABC-Tafel, das andere das a, b, ab, das dritte die Namen des Teufels, und das vierte war schon im Klaren (wie man in Langenhausen die mit kleinerer Schrift abgedruckten Lesestücke der Fibel zu nennen pflegte). Keines nahm also an der Lektion des andern Anteil.

Überdies brachte das eine dies, das andere jenes Namenbuch mit, je nachdem es vom Buchbinder mit dem oder jenem war versehen worden. An die Notwendigkeit einer Gleichheit der Lehrbücher dachten weder Lehrer noch Schüler.

Ein ABC-Schütze wurde nun um den andern herbeigerufen. Mit dem A hob die ABC-Übung an, und mit dem ẓ hörte sie auf. So ging es wochenlang fort. Mit dem Griffel kratzte das Kind selbst von einem Buchstaben zum andern, und ein gemeiner Fall war es, daß der Schüler in der Mitte des Alphabets um einen Buchstaben zu weit vorwärts kam oder zurückblieb — und nun war das ganze ABC in Konfusion.

Da überdies Schlaghart nicht auf die Unterscheidungs-

merkmale der ähnlichen Buchstaben aufmerksam machte, sondern die Auffindung derselben den unachtsamen Kindern allein überließ, so hielt es mit der Arbeit unglaublich schwer. Fing er endlich an auszufragen, dann gab es eine Verwechslung um die andere.

Nicht selten leierte er so zwei volle Winter an dem ABC und A, b, ab durch; die Kinder aber gewöhnten sich dabei an eine verderbliche Geistesträgheit, an einen unerträglichen Bettelton, und an eine solche falsche Leserei, daß sie niemand verstand. Schlagharts Buchstabier-Methode war aber auch schon so beschaffen, daß sich ohne Wunder kein schnellerer und besserer Erfolg hoffen ließ.

Nicht zu gedenken der Fehler, die er mit unsern meisten Schullehrern gemein hatte, beging er auch den noch, der in unseren Tagen Gott Lob! seltener zu werden anfängt, daß er nämlich alle Silben durch das ganze Wort beim Buchstabieren wiederholen ließ.

Sollte z. E. ein Kind das Wort Ungeschicklichkeit buchstabieren, so wurden aus den fünf Silben netto siebenunddreißig: U. n. | Un- | g. e. | ge- | Unge- | s. c. h. i. c. k. | schick- | Ungeschick- | l. i. c. h. | lich- | Ungeschicklich- | k. e. i. t. | keit. | Ungeschicklichkeit. | — Die erste Silbe des Wortes mußte folglich fünf-, die zweite vier-, die dritte drei-, die vierte zwei- | die fünfte einmal wiedergekaut werden. (Un- | Unge- | Ungeschick- | Ungeschicklich- | Ungeschicklichkeit.)

Überdem hielt sich Herr Gregorius bei der Silbenabteilung an keine Regel. Bald teilte man ab: bill | ig | en; bald bil | li | gen. Das eine Mal Kat | ech | is | mus; das andere Mal Ka | te | chis | mus; das dritte Mal Kat | e | chi | smus; das vierte Mal Ka | tech | is | mus.

Ging es ans Lesen, dann zeigten sich aber auch die Früchte des ersten Unterrichts. Der unerträgliche Schulton, den die Kinder beim Buchstabieren angenommen hatten, war ihnen zur andern Natur geworden. An keine Pünktlichkeit gewöhnt, galt es ihnen gleichviel, ob sie haben oder hatten, hätten oder Hütten lasen, wenn nur beiläufig einige Buchstaben des Wortes darunter waren.

Zwar schnarchte sie Herr Gregorius über die fallendsten Fehler, zumal wenn er übler Laune war, unsanft genug an; aber nie ließ er den Schüler seinen Fehler selbst verbessern. Durch sein bä, bä-Geschrei machte er nicht selten den fehlenden Leseschüler so verwirrt, daß alles verkehrt ging. Kam gar darüber der Wiegen-Esel, die Brille oder ein anderes Instruktions-Werkzeug zum Vorschein, dann gaffte groß und klein nach der Schandbühne, und die Aufmerksamkeit aller war dahin.

Ein andermal erschlaffte die Aufmerksamkeit der Schule durch die Unaufmerksamkeit des Lehrers. Bald hatte er einen Gevatterbrief oder eine Rechnung oder sonst etwas zu schreiben. Mochten nun die Kinder lesen wie sie wollten. Genug, daß Gregorius, so oft er drei oder vier Zeilen geschrieben hatte, ausrief: Weiter! oder sequens!

Nicht selten ging er wohl halbe Stunden lang von der Schule weg, und stellte an seiner Statt einen andern Lesebengel auf, der noch weniger verstand als er.

An die Unterscheidungszeichen dachte man gar nicht, wenn nur die Wörter halb und halb recht waren. Man las z. E.: „Und es erhob sich ein Streit im Himmel Michael und seine Engel: — Stritten mit dem Drachen und der Drache stritte. — Und seine Engel und siegeten nicht, auch ward ihre Stätte nicht mehr gefunden. — Im Himmel und es ward ausgeworfen der große Drache die alte Schlange die da heißt der Teufel. — Und Satanas der die ganze Welt verführet und ward geworfen auf die Erde und seine Engel. — Wurden auch dahin geworfen u. s. w."

Denkt man sich dazu noch die oft falsche und gewöhnlich unvernehmliche Aussprache und den leidigen Bettelton, so hat man einen ziemlich vollständigen Begriff von der Annehmlichkeit und vom Nutzen der Langenhäuser Leserei.

Und was las man denn in Schlagharts Schule?

Alles, was unter die Faust kam, wenn es nur aus der Bibel war. Geschlechtsregister, Prophezeiungen, Psalmen und was in der Reihe folgte. Loths Blutschande mit seinen Töchtern, Davids Ehebruch mit Bathseba und Sichems Liebschaft mit Leas Tochter. Daß etwas in der Bibel für die

Jugend anstößig sein könnte, das ahnte Schlaghart so wenig, als er etwas Unschickliches darin fand, die Bibel zum ersten Lesebuche zu machen. Der unsinnige Sprung von der Fibel in die Bibel war in seinen Augen ein so milder Übergang als vom ABC in das a, b, ab.

Durch die vielen Wundergeschichten, welche den Kindern als erste Nahrung des Menschenverstandes aus der Bibel aufgesetzt wurden, gewöhnten sie sich in der frühesten Jugend, nichts in der Welt unwahrscheinlich zu finden, und so wurde das vortreffliche Buch die Grundlage des Aberglaubens.

Neuntes Kapitel,

welches von Schlagharts Methode, die Kinder schreiben und rechnen zu lehren, Rechenschaft giebt.

Wie Herr Gregorius Schlaghart überhaupt das Pferd beim Schwanze zu zäumen gewohnt war, so ermangelte er auch nicht, in der Methode seines Schreibunterrichts ein Hintersich Vorsich zu machen. An die Notwendigkeit, zuerst die Schriftzüge lesen zu lernen, ehe man sie nachahmt, dachte er so wenig, daß seine Lehrlinge oft mehrere Bogen vollgekritzelt hatten, ehe sie mit den Namen der nachgemalten Schriftzüge bekannt wurden.

Noch weniger dachte der Schreibmeister daran, seinen Schülern zu zeigen, wo sie einen Buchstaben am schicklichsten anfangen und enden, wie sie die Feder halten und vorsichtig eintauchen sollten.

Ohne die Kinder an einen festen Grundstrich zu gewöhnen, begnügte er sich damit, auf jede krumme und breite Linie, welche sie in ihren Schreibebüchern gezogen hatten, anfangs einen und dann etliche Buchstaben des Alphabets hin zu kleckſen, welche dann zu Hause mit zwanzig Mal aufgeweichtem Tintenpulver und stumpfen Federn krumm und lahm nachgekratzt wurden.

War diese traurige Faustarbeit — wir sagen absicht-

lich Faustarbeit, weil die Schreibschüler zu Langenhausen die Feder mit der ganzen Faust, hart über dem Schnabel, anzuklammern pflegten — eine Zeit lang getrieben, dann ging es an die sogenannte Zeile, das heißt an die Nachschreiberei eines vorgeschriebenen Bruchstückes von einem Lieder- oder Bibel-Verse. Auf der einen Seite z. E.: Christus ist mein Leben und Sterben —, auf der andern: ist mein Gewinn. Ich habe Lust abzuschei- — und auf der dritten: den und bei Christo zu sein. Anno 1721.

Des Vorschreibens bald überdrüssig, dispensierte jedoch Schlaghart nach wenig Wochen von seinen Vorschriften und überließ es den Kindern, sich aus der Bibel oder aus dem Gesangbuche selbst ein Schreibstück zu wählen. Er aber glaubte alles gethan zu haben, wenn er bei der Durchsicht des Geschriebenen ein „Praesentatum d. 24. Januarii 1724“ oder wie Tag und Jahr sonst hießen, darüber setzte.

Die häßlichen Wölfe von Buchstaben und die noch häßlicheren Böcke gegen die Rechtschreibung bemerkte er nicht einmal; oder wenn er auch zuweilen dagegen in Feuereifer geriet, so begnügte er sich damit, die ganze Seite zu durchstreichen, ohne die Kinder namentlich auf die begangenen Fehler und die Art ihrer Verbesserung aufmerkam zu machen.

Gleichwohl erdreisteten sich die kleinen Sudler, Herrn Schlagharts geschnörkelte Frakturschrift nachahmen zu wollen, und wirklich brachten es die meisten in der Fraktur weiter als in der Kurrent, weil ihr Orbilius, der dieses gotische Schnitzwerk unter die schönen Künste zählte, den vorzüglichsten Wert darauf zu legen pflegte.

Daß die Langenhäuser Kunstschreiber trotz dieser Schnörkeleien weder einen Brief noch einen andern schriftlichen Aufsatz zur Welt bringen lernten, versteht sich von selbst. In der Schule bestand ihre ganze Kunst in der Abschreiberei des Gesangbuches und der Bibel. Nach etlichen Jahren war auch das wieder vergessen; wo sollte nun die Briefschreibekunst herkommen? Ein Glück war es, wenn sie nur noch so viel behielten, um ihre Namen unter Heiratsbriefe und Schuldscheine kleckfen zu können.

Verfiel ja einer oder der andere auf den unglücklichen Gedanken, einen eigenhändigen Brief aus der Fremde schreiben zu wollen, so ging dieser wegen Unleserlichkeit oder Verkehrtheit der Aufschrift entweder schon auf den Posten verloren, oder war doch, wenn er auch das Glück hatte, die Behörde zu finden, zur Hälfte ein Rätsel, bis der Schreiber aus der Fremde selbst zurückkam und die Geheimnisse des Briefes mündlich auflöste.

Einmal 1 ist 1, 2 mal 2 ist 4, 2 mal 3 ist 6 bis 10 mal 10 ist 100 und 10 mal 100 ist 1000 — das war der ganze Inbegriff der Rechenkunst, die man in Schlagharts Schule trieb. Nicht einmal das Aussprechen größerer Zahlen lernten die Kinder, und was das Einmaleins anbelangt, so wußten zwar die meisten, daß 6 mal 6 = 36 ist, fragte man aber: wieviel macht 36 mal 6? so waren alle verstummt.

Außer dem Einmaleins kam gar nichts in der Schule vor, das der Rechenkunst ähnlich sah, ob sich gleich Herr Schlaghart nicht wenig auf seine diesfallsige Weisheit zu gute that, indem er ein Schiff mit drei Masten, einen babylonischen Turm, ein Kreuz und eine ABC-Tafel auszurechnen, d. h. ein Divisionsexempel so anzusetzen und durchzudividieren wußte, daß beiläufig Figuren herauskamen, unter denen man sich ein Schiff, einen Turm, ein Kreuz oder eine ABC-Tafel vorstellen konnte.

Zehntes Kapitel.

Schlagharts Unterricht im Singen und in der Religion.

Daß unser Gregorius Schlaghart von der herkömmlichen Gewohnheit, so lange sie sich mit der Gemächlichkeit vertrug, keinen Finger breit abwich, ist unsern Leser bis zum Überdrusse bekannt. Demzufolge werden sich die meisten

wohl selbst vorstellen, wie es mit der Kultur des Gesanges bei ihm aussah.

Beim Anfange und Schlusse jeder Schule schrie man zwar drei bis vier Verse, wie sie dem Meister Gregorius in die Hand fielen, herunter; aber das war auch nur Übung in der Schreikunst, in welcher die Langenhäuser Jugend ohnehin eine ausnehmende Stärke besaß. Selbst die ABC-Schüler schrieen aus vollem Halse mit, ob ihnen gleich der Text so fremd war, als die Melodie.

Wer sich einen Begriff von dem äußerlichen Anstande des Musikchores zu machen wünscht, der beschaue den dickköpfigen Jungen unter dem linken Arme des Herrn Gregorius Schlaghart auf dem Titelkupfer. Der Junge ist zwar nicht im Begriffe, ein A—men anzustimmen, wie man aus dem weit aufgerissenen Maule schier vermuten sollte; vielmehr steht er in der Anstrengung, sich über den vor ihm befindlichen Eselsreiter braun und blau zu lachen. Geradeso braun und blau pflegte man sich aber auch in Langenhausen zu singen und womöglich den Rachen noch weiter aufzureißen.

Choragus Schlaghart ging selbst mit dem nachahmungswürdigsten Beispiele voran, und groß und klein hielt den unbändigsten Schreier für den trefflichsten Sänger. Jeder schrie nur, um sich selbst zu hören, keiner hörte den Nachbar, keiner in der Kirche die Orgel; und alle fünf Vokale schienen auf ein hohles a zusammengeschmolzen zu sein, weil dieses am lautesten und leichtesten sich herausgrölen läßt. „Freu dich sehr o meine Seele ꝛc.“ klang nicht viel anders als: Fra dach fahr a mana Sala.

Fast zwischen allen Haupttönen schleifte das Volk eine Modulation von drei bis vier Nebentönen herum und dehnte und zerrte an der Melodie bis zum Einschlafen. Die wenigsten waren daher imstande, eine volle Liederzeile in einem Atem zu vollenden. Ging aber die Zeile zur Neige, dann wurde flugs wieder Luft geschöpft, um den Ton derselben bis zum Anfange der folgenden entweder fort zu dehnen oder durch einige Schnörkel und Übergänge mit der Fortsetzung zu verbinden.

Alt und jung schrie aus einem Tone oder vielmehr aus allen Tönen und wer am kreischendsten fistulierte, war Obmann. Von einem vierstimmigen Gesange wußte man gar nichts, und Obrist von Marschland hatte vollkommen recht, wenn er beteuerte, nie, als nur beim Angriffe der Türken, etwas Ähnliches gehört zu haben.

Noch lieblicher war der jährliche Weihnachtgesang, zu welchem jedesmal vom ersten bis zum vierundzwanzigsten Dezember Vorübungen angestellt wurden. In der Auswahl der Stücke, die Herr Schlaghart der andächtigen Gemeine zum besten gab, herrschte ganz sein eigentümlicher Geschmack.

Vor allen verdient bemerkt zu werden der sogenannte kribus krabus — eine lateinische Motette, in welcher die Worte: quibus quabus (woraus das unlateinische Volk kribus krabus zu machen beliebte) wohl dreißigmal vorkamen.*)

Besonders liebte Herr Schlaghart zeilenlange Läufe, vorzüglich aber die kadenzenmäßige Ausführung eines einzigen Wortes oder Buchstabens, wie z. E. des Vokals o in dem Worte Gloria.

Die sämtlichen Mitglieder des Chors beliefen sich gewöhnlich auf achtzehn bis zwanzig Personen, männlichen' und weiblichen Geschlechts. Fast alle schrieen aus einem Tone — wenn wir nämlich die Viertels- und halben Töne, um welche sie untereinander fallierten, für einen rechnen. Alle hatten schmutzige Schaken von Notenbüchern, welche vom seligen Herrn Gregorius Puffer durch das jus haereditatis auf seinen Paten und Schwiegersohn gekommen waren, in Händen; aber alle waren in den Noten so unbewandert, als in dem lateinischen quibus quabus. Sie waren sogar stolz darauf, ihre Sachen wie der Hahn das Krähen auswendig zu können, und gafften daher während des Gesanges in die Kreuz und Quere herum.

*) Sollten unsere Leser etwa nur ein quibus und kein quabus in der Grammatik finden, so sind wir unschuldig; genug, daß wir uns gewissenhaft an unser Originaldokument halten.

Nur bei der vorerwähnten Motette galt es Aufpassens. Aller Augen waren da gegen den Schulmeister gerichtet, der mit einer possierlichen Emsigkeit das Zeichen zum Pausieren und Anfangen gab und je zuweilen auch mit Strampfen und Rippenstößen ins Geleis half.

Auf den Gassen warf sich der Chorus musicus mit Schneeballen oder amüsierte sich auf dem Eise, bis der Schulmeister im gerechten Eifer den Mantel vom Rücken riß und damit die tollisierende Jugend zu Paaren trieb.

Reizender als diese jugendlichen Üppigkeiten waren für ihn die Erquickstunden, die er mit seiner Kinderherde während des Weihnachtsingens in den Häusern der Dorfnachbarn, vorzüglich des Nachts beim Schlusse, zu halten pflegte. Aufs Wohlsein des Herrn Kunz und seiner Frau Kunzin, des jungen Erbprinzen und der beiderseitigen Schwiegereltern ꝛc. hob er gewöhnlich den Krug so oft in die Höhe, bis ihm auf dem Heimwege eine unmusikalische Kadenz bevorstand. Indes schlich er sich doch, wenn der Beschluß jenes musikalischen Tagewerkes gemacht und der Kopf voll genug war, ganz bescheiden und leise zu seiner Sabella nach Hause; die trunkene Jugend aber erhob auf dem Heimwege ein desto lauteres Juhe!

Ungeachtet Herr Schlaghart sichs zur Ehre anschrieb, außer dem Einmaleins in seiner Schule zeitlebens nichts als das Christentum getrieben und geschrieben zu haben, so war doch in der That ihm und seiner Schuljugend nichts so fremd und unerhört als eben das, worauf er sich so viel wußte. Zwar bleute er der durch die leidige Erbsünde zu allem Guten untüchtigen Jugend die Haupttöne des vordern und hintern Katechismus, die jämmerlichen Festfragen, die sieben Bußpsalmen, die ABC-Sprüche und einige Festlieder ein; das war aber für die armen Kinder geistloses Schellengetön. Mehr als den Wortschall hatten sie nicht aufgefaßt, und selbst diesen nur halb und halb. Pastor Schorrs spitzfindige Auslegungen waren eine Aufklärung der Katechismus-Nacht durch dogmatische Finsternisse, und die alles ver-

ADMODUM REVERENDUS ET CLARISSIMUS V
D^N. IOHANN-BALTHASAR SCHUPPIUS SS. THEOL
TOR, PASTOR HAMB. AD D. IACOBI. NAT.
Magnus in hoc tenui vivit quasi Schuppius ære,
Qui plenum Sancto Numine pectus habet:
Doctibus ingenij maior, quam pingat Apelles,
Maximus Hamburgo Præsul in Urbe cluet
J. Sandrart Sculp: Norimberg.

NEUDRUCKE PÄDAGOGISCHER SCHRIFTEN.

HERAUSGEGEBEN VON ALBERT RICHTER.

III.

DER TEUTSCHE LEHRMEISTER

VON

JOHANN BALTHASAR SCHUPP.

MIT EINER EINLEITUNG UND ANMERKUNGEN

HERAUSGEGEBEN VON

Dr. PAUL STÖTZNER,
GYMNASIALOBERLEHRER IN ZWICKAU.

LEIPZIG.
VERLAG VON RICHARD RICHTER.
1891.

Das Leben Johann Balthasar Schupps.

Am Markte zu Giessen im Hessenlande wohnte zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts in einem stattlichen, rot getünchten Eckhause der Ratsherr Johann Eberhard Schupp samt seinem Eheweib Anna Elisabeth, des Bürgermeisters Johann Russ Tochter. Ihnen ward im März des Jahres 1610 ein Sohn geboren, der am 29. März in der Taufe die Namen Johann Balthasar erhielt. In den behäbigen Verhältnissen eines angesehenen Patrizierhauses und unter der Leitung eines welterfahrenen, wohlwollenden Vaters wuchs der Knabe — wie es scheint, als das einzige Kind seiner Eltern — heran. Seine trefflichen Anlagen und der beharrliche Fleiss, den er von Anfang an beim Lernen bewies, veranlassten den Ratsherrn gar bald, den Knaben aus der Stadtschule weg und dem Paedagogium illustre, welches zu jener Zeit unter der Leitung des hochgelehrten Theologen und Philosophen Christ. Scheibler stand, zuzuführen. Auch hier bewährten sich Johann Balthasars glänzende Gaben, so dass Eltern und Lehrer ihn bereits nach vollendetem 15. Lebensjahre für reif hielten, die Universität zu beziehen. Da die 1607 gegründete Giessener Hochschule mit der zu Marburg vereinigt worden war, musste er trotz seiner Jugend nunmehr das Vaterhaus verlassen; am 29. Dezember 1625 wurde er in Marburg als Student immatrikuliert.

Mit Eifer warf er sich nun auf das Studium, indem er zunächst philosophischen Disciplinen, zumal der damals alles beherrschenden Logik sich zuwandte. Später freilich

bedauerte er es, dass er jene Zeit des Lernens an so nichtige Dinge vergeudet und tagtäglich 10 Blätter aus Scheiblers Handbuch der Logik auswendig gelernt habe: Geschichte und Beredsamkeit, meint er später, würden ihm mehr genützt haben. Dabei hatte er natürlich viel von der Roheit des Pennalismus, der zu jener Zeit die Hochschulen beherrschte, zu leiden. Er erzählt selbst, wie einstmals etliche ältere Studenten ihn auf seiner Stube über der Arbeit vorfanden. Da zwangen sie ihn, das Buch, welches er in Händen hatte, auf den Ratskeller zu schicken und Wein dafür holen zu lassen. Doch auch anderen, ehrenvolleren Besuch durfte der Knabe empfangen: eines Tages kam einer seiner Lehrer zu ihm, der Professor Rudolph Goclenius; jedenfalls hoffte er, sein eifriger Hörer, der schon im Alter von 16 Jahren öffentlich mit Ehren disputiert hatte, werde dereinst gleich ihm ein bedeutender Lehrer der Logik werden. Wenn der gelehrte Herr hätte ahnen können, wie geringschätzig Schupp späterhin von den „logischen Helden und Schulfüchsen" zu reden und zu schreiben pflegte! Damals trat nun auch die Frage nach einem zu wählenden Lebensberufe an den Jüngling heran, und es scheint, als ob sie nicht ohne Kämpfe erledigt worden sei. Dem hochstrebenden, talentvollen Johann Balthasar dünkte nichts lockender, als dereinst einmal als Staatsmann eine glänzende Rolle zu spielen; doch anders dachte sein Vater, und es ist ein schönes Zeugnis für des Jünglings kindlichen Gehorsam, dass er seinem Herzenswunsche entsagte und dem väterlichen Willen gemäss sich der Theologie zuwendete. Dies geschah im dritten Jahre, welches unser Schupp in Marburg verlebte, und wir erfahren, dass er namentlich von seiten des Professors Joh. Steuber in seinem Fachstudium erheblich gefördert wurde.

Nachdem Schupp sein akademisches Triennium absolviert hatte, begab er sich der Sitte seiner Zeit sowie seinem eigenen Wunsche gemäss und mit Genehmigung seiner Eltern auf Reisen. Da hat er denn in den nächsten Jahren,

wohl meist zu Fuss und unter mancherlei Gefahren — es waren die Zeiten, da Tilly und Wallenstein im deutschen Lande hausten — ein gut Stück deutschen und ausserdeutschen Landes durchstrichen. Bis nach dem fernen Osten, nach Livland, Litauen und Polen, zog er, fuhr dann übers Meer nach Dänemark, um die berühmte Ritterakademie zu Soroe, an der damals der Satiriker Joh. Lauremberg lehrte, kennen zu lernen, überall eifrigst bemüht sein Wissen zu bereichern, allerorten aber auch rasch beliebt seines offenen, liebenswürdigen Charakters wegen. Schupp kehrte dann nach dem Festlande zurück, besuchte Stralsund, das ihm um der gegen Wallenstein bewiesenen Tapferkeit willen sehenswert erschien, Greifswald und, nicht ohne von den kriegerischen Zuständen jener Zeit bisweilen betroffen zu werden, Rostock, wo er sich länger aufzuhalten gedachte. Wie anderwärts fand er auch hier bald Zutritt zu den bedeutendsten Lehrern der Universität, ganz besonders aber war es Petrus Lauremberg, der ältere Bruder des oben genannten Johann L., zu dem er in ein herzliches Verhältnis trat. Seine wissenschaftliche Tüchtigkeit bewährte Schupp an diesem Orte dadurch, dass er bei der Promotion zum Magister, als der beste unter den Bewerbern um diese akademische Würde, als dux ordinis ausgezeichnet wurde. Darnach begann er auch selbst Vorlesungen zu halten, doch die Kriegsunruhen — Rostock wurde von den Schweden belagert — hinderten ihn daran, und, nachdem er noch die altberühmten Hansestädte Lübeck, Hamburg und Bremen besucht hatte, kehrte er gegen Ende des Jahres 1631 in die Heimat zurück. Doch seine Wanderlust war durch diese dreijährige Studienreise noch keineswegs gestillt, es zog vielmehr den jungen 21jährigen Mann, Frankreich und Italien noch zu sehen. Allein des Vaters Wille war gegen solche Pläne, und Schupp suchte sich in der Heimat eine Thätigkeit, die seinen Wünschen entsprach. Man kam ihm von seiten der Regierung wohlwollend entgegen, und bereits im Dezember 1632 erhielt er die Er-

laubnis, an der Marburger Universität Vorlesungen und Übungen in der Rhetorik zu halten. Die Verhältnisse liessen ihn jedoch fürs erste noch nicht zu einer dauernden Lehrthätigkeit gelangen; die Pest brach aus und trieb Lehrer und Schüler der Hochschule bald hierhin, bald dorthin. Da bot sich Schupp eine günstige Gelegenheit, noch einmal zum Wanderstabe zu greifen: er ging als Hofmeister eines jungen Edelmannes, des Grafen Rudolf Rau von Holzhausen, im Frühlinge 1634 mit diesem über Köln nach den Niederlanden, wo er die grossen Gelehrten jener Zeit, einen Salmasius und Heinsius, Voss und Barläus nicht nur hörte, sondern ihnen auch näher zu treten bestrebt war. Im folgenden Jahre kehrte Schupp, nunmehr ein 25jähriger Mann, der durch eifriges Studieren sein Wissen vertieft, durch fast acht Jahre langes Reisen sich Weltkenntnis und Weltgewandtheit erworben hatte, zum zweiten Male nach der Heimat zurück.

Jetzt begann für Schupp die Periode praktischer Thätigkeit. Sein Landesfürst, der Landgraf Georg II., ernannte ihn zum Professor der Beredsamkeit und Geschichte als Nachfolger des Professors Th. Höpingk. Bald fand Schupp auch Gelegenheit sich eine eigene Häuslichkeit zu gründen: die Tochter des 1617 verstorbenen Giessener Professors Christ. Helwig, Anna Elisabeth, wurde im Jahre 1636 sein Weib. Diese Heirat ist für ihn in zweifacher Hinsicht bedeutungsvoll gewesen; zunächst wurde sie ihm eine Quelle häuslicher Freuden: fünf Kinder, von denen vier den Vater überlebt haben, gingen aus derselben hervor. Dann aber brachte die Verbindung mit der Tochter des gelehrten Helwig (Helvicus) unserem Schupp auch in wissenschaftlicher Hinsicht Vorteile und Anregung. Helwig nämlich gehörte zu den Hauptvertretern der Lehren des Ratichius, und sein reicher litterarischer Nachlass war in Schupps Hände übergegangen. So kommt es denn nun, dass dieser als Universitätsprofessor gar bald in Gegensatz zu älteren Kollegen tritt, weil er nicht gleich ihnen in der Bahn scholastischer

Gelehrsamkeit bleibt, sondern bei seinen Unterweisungen in der Rhetorik den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung trägt. Bei den Studenten trug ihm seine Lehrweise, nicht minder aber die Liebenswürdigkeit und Gastfreiheit, mit welcher er ihnen entgegentrat, grosse Beliebtheit und zahlreichen Zulauf zu seinen Vorlesungen ein. Neben diesen hielt er auch praktische Übungen mit seinen Schülern ab und namentlich scheint er das gern in einem Gartenhause, welches er sich am Ufer der Lahn erbaut hatte, dem Avellinum*), gethan zu haben. Aus seinen eigenen Schriften, wie aus denen seiner Schüler gewinnt man ein sehr günstiges Urteil über seine Professorenzeit. Schupp begann damals auch schon litterarisch thätig zu sein, zuvörderst allerdings nur in lateinischer Sprache. Es werden Reden gedruckt, die er bei akademischen Festlichkeiten gehalten hat; seines Schwiegervaters Geschichtswerk, das theatrum chronologicum, giebt er aufs neue heraus, desgleichen promi condi, Sammlungen lateinischer Phrasen. Sein theologisches Studium und seine Neigung zu demselben verrät sich in zwei lateinisch abgefassten Erbauungsschriften, Aurora und Eusebia, sowie in deutschen geistlichen Gedichten, die er anhangsweise zu diesen beiden Traktaten herausgab.

Schupps Neigung zur Theologie sollte ihn auch allmählich zum geistlichen Berufe hinüberführen. Im Jahre 1641 erwarb er sich die Würde eines Licentiaten der Theologie, im darauf folgenden Jahre wurde er zum Prediger des deutschen Ritterordens an der Elisabethkirche ernannt und 1645 wurde er Doktor der Theologie. Damit ging aber auch seine akademische Wirksamkeit ihrem Ende zu, denn im Jahre 1646 folgte Schupp als Hofprediger und Superintendent einer Berufung des Landgrafen Johann von Hessen-Braubach. Damit beginnt für Schupp ein neuer, für seine späteren Anschauungen

*) So hatte Schupp dies Haus genannt, weil er dort von dem Ernste der Wissenschaft sich losreissen — avellere — wollte.

bedeutungsvoller Lebensabschnitt. Denn seine nunmehrige Stellung gab ihm vielfache Gelegenheit, das Treiben der Fürsten und Vornehmen seiner Zeit kennen zu lernen; die Erfahrungen, welche er damals sammelte, sind reichlich niedergelegt in den politischen Traktaten, die er in seinen letzten Lebensjahren verfasst hat. Bedeutungsvoll ist diese Periode aber auch noch in anderer Hinsicht für Schupp: sein Charakter wurde hier im Kampfe mit all den Versuchungen, die das Hofleben des 17. Jahrhunderts mit sich führte, gestählt. Und er blieb nicht nur selbst fest und unberührt von denselben, sondern kämpfte auch wacker und unbeirrt, ohne Ansehen der Person, dagegen, wie es sich für einen mutigen Streiter Gottes gebührte. Er erzählt selbst, dass einst ein Edelmann zum Landgrafen gesagt habe: „Ich wolte dieses Euer Fürstl. Gnaden Schloss nicht geschenkt nehmen, dass ich Ihr so kühnlich auff ihre Fragen antworten solte, wie Philander (Schupp) unterweilens antwortet. Da hatte der tapffere hochlöbliche Fürst gesaget: Ja, ich halte auch nicht jederman zu gute, was ich Philandern zu gut halte. Er ist nicht ohne, er hat einen hitzigen Kopff, und ein Teutsches Maul, aber er hat ein ehrliches Hertz.“ Wie grosses Vertrauen der Landgraf auf Schupp setzte, bewies er dadurch, dass er ihn als seinen Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen nach Münster entsandte. Auch dort erwarb sich Schupp bald Ansehen bei Hoch und Niedrig, bei Freund und Feind. In ein sonderlich nahes Verhältnis kam er zum schwedischen Kanzler Oxenstierna, auf dessen Befehl er sowohl 1648 nach Unterzeichnung der Friedensurkunde als auch 1649 nach Veröffentlichung derselben die Festpredigt in Münster halten musste. Ein katholischer Gesandter sagte damals von ihm, er müsse ein ausgezeichnet guter Mensch sein: er habe ein wahrhaft katholisches Herz!

Hatten schon von Marburg aus zahlreiche Studenten Schupps Lob und Ruhm in die Welt hinausgetragen, so wurde er nun infolge dieses langen Aufenthaltes in Münster erst recht bekannt; hier hatte er ja auch Gelegenheit

gehabt, sich als Kanzelredner zu zeigen. Das sollte ihm bald Früchte tragen. Kaum war er von Münster nach Braubach heimgekehrt, da ereilten ihn zwei gleich ehrenvolle Rufe zu neuen Stellungen. Der Rat von Hamburg wandte sich an Schupp und bot ihm die Stelle eines Hauptpastors an der Jakobikirche daselbst an. Der Gedanke, in einer solchen Weltstadt, in einer grossen Gemeinde wirken zu können, machte es ihm leicht, den kleinlichen Verhältnissen, in die er jetzt zurückkehren sollte, Valet zu sagen: er nahm den Ruf an. Alsbald aber kam eine zweite Berufung, nach Augsburg. Da stand Schupp in schweren Kämpfen: Augsburg, das in der Reformationsgeschichte einen so bedeutungsvollen Namen hatte, die Stadt, in welcher sein Schwiegervater an des Ratichius Seite des letzteren pädagogische Ideen mit hatte verwirklichen sollen, musste ihn, den eifrigen Protestanten, den Ratichianer, mächtig anziehen: auf der anderen Seite aber lockte ihn die grosse Handelsstadt, die schon auf ihn als Jüngling gewaltigen Eindruck gemacht hatte, gar sehr, und hier hatte er ja auch sein Wort bereits gegeben. Dieser Umstand gab den Ausschlag, und so siedelte er denn im Jahre 1649 mit Weib und Kind nach Hamburg über, um sich nun gänzlich dem Pfarramte zu widmen.

Der Anfang seiner Thätigkeit in Hamburg war äusserst erfolgreich und geeignet, wie er selbst ehrlich bekennt, in ihm Stolz und Hoffart zu wecken. Seine Kirche war gedrängt voll, wenn er predigte, so dass er sich kaum durch die Menschenmenge einen Weg zur Kanzel bahnen konnte. Doch das war auch der erste Anstoss zu dem Verdruss, an dem dann Schupps letzte Lebenszeit so überaus reich sein sollte. Der Zulauf, den er gewann, erweckte den Neid seiner Amtsgenossen, und sie suchten gar bald, an ihrer Spitze der Hauptpastor Möller, damals Senior im geistlichen Ministerium zu Hamburg, an seinen Predigten zu tadeln. Dazu kam, dass er, je vertrauter er mit den sittlichen Zuständen der Weltstadt wurde, auch hier sein „deutsches Maul und ehrliches Herz“ bewährte

und sich rücksichtslos auf der Kanzel aussprach; das gefiel den Leuten nicht mehr. Auch häusliches Leid traf ihn: sein Weib starb bereits im Jahre 1650. Im nächsten Jahre vermählte sich Schupp mit Sophie Eleonore, der Tochter des dänischen Kanzlers Reinking, die ihm noch zwei Kinder gebar. Hierdurch war Schupp bei seinem Kollegen Möller noch mehr in Ungnade gekommen, denn dieser hatte dem stattlichen Witwer — er zählte damals vierzig Jahre — seine eigene Tochter zugedacht gehabt. Es erhob sich nun ein hartnäckiger Kampf gegen Schupp. Man griff seine Predigtweise als ungeistlich an, verbreitete über sein häusliches Leben die gehässigsten Gerüchte, verwickelte ihn in litterarische Fehden: kurz, man suchte ihm das Leben auf alle Art zu verbittern. Schupp wehrte sich nach Kräften, er war nicht der Mann, ungerechten Verleumdungen gegenüber klein beizugeben; mit Wort und Feder verteidigte er sich wacker, und es ist von all dem Unrat, mit dem die Gegner — Hauptpastor Möller immer wieder allen voran — ihn bewarfen, nicht der geringste Makel an seiner Person haften geblieben. Der Ärger aber und die jahrelange Aufregung, auch wohl die Anstrengungen seines Berufes, dem er mit seltener Treue oblag, hatten an dem Marke des kraftvollen Mannes übermässig gezehrt: am 26. Oktober 1661 starb er mit dem Bekenntnis auf den Lippen: „Ich habe geglaubt eine Vergebung der Sünden, eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben."

Schupps erster Biograph, der Rektor Lambeck zu Hamburg, sagt mit Recht, dass demselben „diese Stadt gewesen sey ein Schauplatz alles Elendes, eine Fechtschule aller Versuchungen: Eine Grube aller Verfolgungen, ein Probierstein der Beständigkeit, eine Schule der Gedult, und eine lebendige Erklärung dess güldenen Büchleins Senecae, warumb es frommen Leuten übel gehe? da doch ein Gott sey." Fragen wir uns aber, was ihm in diesem Kampfe mit einer feindlichen Welt Kraft und Mut und Geistesfrische verliehen habe, so ist zu sagen, dass dies

in erster Linie sein felsenfester Christenglaube und die absolute Lauterkeit seines Charakters war. Dann aber fand er auch Erholung in litterarischer Thätigkeit, und, wunderbar, je heftiger die Feinde mit ihm haderten, desto reichlicher entströmten seiner Feder jene Traktate des mannigfachsten Inhalts, die damals einen grossen Leserkreis fanden und heute noch unserem Schupp einen Ehrenplatz unter den Prosaikern des siebzehnten Jahrhunderts sichern. Da wendet er sich im „rachgierigen Lucidor" gegen die Prozesssucht der Leute und die Übergriffe der Juristen, im „Salomo" zeichnet er an der Hand der heiligen Schrift das Musterbild eines Fürsten, im „Hiob" lehrt er einen jeden sein Kreuz mit Geduld tragen. Ein Krieg zwischen Dänemark und Schweden giebt ihm Anlass zu politischen Traktaten, und in seiner „Corinna", sowie im „Ninivitischen Bussspiegel" entwirft er in grellen Farben Bilder von der Sittenlosigkeit Hamburgs. Seine Liebe zum deutschen Volke und zur deutschen Sprache lässt ihn in der Schrift „vom Schulwesen" und im „teutschen Lehrmeister" Vorschläge zur Besserung der Schulen und zur Pflege der Muttersprache machen. Dazwischen veröffentlicht er Erbauungsschriften für arme Kranke und Sterbende und wehrt sich mit scharfer Feder gegen die Verunglimpfungen seiner Gegner. Alles aber, was er auch schreibt, zeigt uns den glaubenstreuen, wahrheitliebenden Mann, einen Geistesritter ohne Furcht und Tadel. —

Schupps Söhne haben nach seinem Tode die Schriften des Vaters gesammelt und unter dem Titel „Lehrreiche Schriften, deren sich Beydes Geist- als Weltliche, wess Standes und Alters sie auch sind, nützlich gebrauchen können", mehrfach herausgegeben, so dass sie auch jetzt noch auf Bibliotheken leicht erhältlich sind.*)

*) Über Schupps Schriften, sowie die Litteratur über Schupp habe ich ausführlich gehandelt in den „Beiträgen zur Würdigung von J. Balth. Schupps lehrreichen Schriften", Leipzig, 1891, Verlag von R. Richter. Der Kürze halber verweise ich hier und auch späterhin auf diese Arbeit. Ich citiere im folgenden die älteste Ausgabe, Hanau 1663.

Der Teutsche Lehrmeister.

Schupps Teutscher Lehrmeister verdient es in doppelter Beziehung wieder in weiteren Kreisen bekannt zu werden. Erstens deshalb, weil er eins der trefflichsten Geisteserzeugnisse des bedeutenden Mannes zu nennen ist, das ebensosehr die Kraft seiner Sprache und die Lebhaftigkeit seiner Darstellungsgabe wie die Vielseitigkeit seiner Interessen und den Reichtum seines Humors zur Anschauung bringt. Der T. L. ist in der That ein nicht unbedeutendes litterarisches Denkmal aus der Zeit nach dem dreissigjährigen Kriege, und diesem Umstande ist es wohl auch zuzuschreiben, dass er im dritten Bande von Wackernagels Lesebuch eine Stelle gefunden hat. Daneben verdient aber der T. L. im besonderen auch eine nähere Berücksichtigung von pädagogischer Seite, und damit einen Platz in einer Sammlung pädagogischer Neudrucke. Schupp ist mit dieser Schrift eingetreten in die Reihe der Kämpfer, die im 17. Jahrhundert für die Pflege und Reinhaltung der deutschen Sprache gestritten haben. Auch er gehört zu den Männern, die wohl erkannten, dass eine Verwilderung der Sprache mit dem Sinken der Tüchtigkeit des Volkscharakters Hand in Hand gehe, und ist darum einem Joh. Lauremberg und Schottel, dem „Grimm des 17. Jahrhunderts", an die Seite zu stellen. Dieser Kampf für die Pflege und Hochhaltung der Muttersprache hängt aber eng zusammen mit den pädagogischen Bestrebungen, die sich zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland geltend machten. Hatten doch Männer wie Ratichius und

Comenius es für dringend notwendig erachtet, die lateinische Sprache aus ihrer Herrscherstellung im Schulunterrichte zu verdrängen, und sich bemüht, auf der Grundlage der Muttersprache den gesamten Unterricht aufzubauen. Von beiden grossen Pädagogen ist nun Schupp in seinen Anschauungen über das Schulwesen und die Bedeutung der Muttersprache für dasselbe beeinflusst worden, ganz besonders aber hat Ratichius auf ihn eingewirkt.*)

Der T. L. stammt aus den späteren Lebensjahren Schupps, aus seiner Hamburger Zeit, und zwar gehört er gerade in die schriftstellerisch fruchtbarste Periode derselben, in das Jahr 1658. Man würde aber irren, wollte man annehmen, dass Schupp erst so spät zu solchen Ansichten über die deutsche Sprache gekommen sei. In seiner Jugend zwar hat er noch alles Heil in der Kenntnis der lateinischen Sprache gesucht; offenherzig bekennt er seinem Sohne im Freund in der Not (I, 239): „Ich meynete alle Weissheit seye an die Lateinische Sprach gebunden, und wer den Syntaxin nit verstehe, der könne nicht in Himmel kommen.“ Die Schule des praktischen Lebens jedoch, die er in den späteren Jahren seiner Studentenzeit auf weiten Reisen durchzumachen hatte, belehrte ihn eines anderen, und als er zu Marburg als Professor der Beredsamkeit und Geschichte angestellt wurde, da war er sich über die Bedeutung der Muttersprache und ihrer Pflege im Unterrichte bereits klar geworden. Zwar musste Schupp seiner Stellung gemäss lateinische Rhetorik mit seinen Studenten treiben, und seine Schriften aus der Marburger Zeit sind sämtlich lateinisch geschrieben, doch gerade diese lassen seine Vorliebe für die deutsche „Haupt- und Heldensprache“ vielfach erkennen; ja es geschieht nicht selten, dass er aus dem Latein plötzlich ins Deutsche verfällt, wenn er recht eindringlich, recht zu

*) S. 8. Näheres hierüber bei Guhrauer, Joachim Jungius und sein Zeitalter, 1850, und Gideon Vogt, das Leben und die päd. Bestrebungen des Wolfgang Ratichius, 1891.

Herzen reden will. Namentlich sind zwei unter den lateinischen Schriften zu nennen, die Rede de opinione*) („Von der Einbildung“ in den lehrr. Schr. I., 521 ff.) und die Vorrede zur Consecratio Avellini**), die Schupps Vorliebe für die deutsche Sprache zum Ausdruck bringen. In der ersteren Schrift spricht Schupp unter anderem von der damals beliebten Überschätzung der lateinischen Sprache. Mit Recht weist er dann auf die Franzosen und Italiener hin, die ja auch ihre eigene Sprache in der Wissenschaft gebrauchen, und fährt dann, wie folgt fort***): „Et audite, ihr Schul Regenten. Es ist kein Sprach an eine Facultet gebunden, auch kein Facultet an eine Sprach. Warumb solt man nicht eben so wol in der teutschen, als in der lateinischen Sprach lernen können, wie man Gott recht erkennen und ehren solle? Warumb solt ich nicht eben so wol in meiner Mutter Sprach sehen was recht oder unrecht sey? Ich halt, man könne einen Krancken eben so wol auff Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch curiren. Und hette mancher Medicus des Würsungs oder Uffenbachs Artzeney Buch nicht, er stünde leyder übel. Es ist der allergrössten Thorheiten eine, so unter den Gelehrten getrieben wird, dass man die Kunst Lateinisch zu reden, der Jugend in Lateinischer Sprache fürmahlet. Ja dass man zehen oder mehr Jahr auff die Lateinische Sprach wendet, da man kaum drey oder vier Jahr sich auf die Facultet legen kan. Fragt ihr, ihr Herrn Scholastici, warum ich dieses in teutscher Sprach zu euch rede? Darumb, weil ich weiss, dass viel unter euch die Lateinische Sprach lehren wollen, und selbst nicht recht wissen, wie

*) Beiträge S. 31 f.

**) S. 9. Diese Schrift enthält eine Reihe von Widmungsgedichten, die Freunde und Schüler Schupps zur Einweihung des Avellinum verfasst hatten; Schupp selbst hat zu dieser Sammlung nur eine längere Vorrede in lateinischer Sprache geschrieben.

***) Ich citiere die lateinischen Schriften nach der vollständigsten Ausgabe derselben: Volumen Orationum etc. autore J. B. Schuppio. Giessae, 1658. S. 27.

theuer ein Ehl?“ Ähnlich, ja fast genau so spricht Schupp sich im T. L. (S. 35 f.) aus; beide Stellen aber gehen zurück auf das Memorial, welches Ratichius im Jahre 1612 den versammelten Fürsten des Deutschen Reiches zu Frankfurt überreichte.*) So dachte und sprach Schupp also bereits im Jahre 1638, als er am Martinstage vor der versammelten akademischen Jugend Marburgs die Rede de opinione hielt. Zwei Jahre später aber spricht er sich in der schon erwähnten Consecratio Avellini nicht minder bestimmt zu Gunsten der deutschen Sprache aus. Die Fürsten möchten, so äussert sich Schupp, Professoren der deutschen Beredsamkeit und Dichtkunst anstellen, welche sich lediglich der Pflege der Muttersprache widmen und die Jugend von allzugrosser Vorliebe für fremde Sprachen abhalten sollen; denn das Deutsche sei in keiner Hinsicht den übrigen Sprachen nachzusetzen. Mit Recht bemerkt er, dass auch das Ansehen des Deutschen Reiches darunter zu leiden habe, wenn die deutsche Sprache verkomme. Wie anders hätte in diesem Punkte Alexander der Grosse, wie anders die Römer gedacht! Bei uns aber gelte der als der weiseste, der sich am wenigsten der Muttersprache bediene. In diesem Tone fährt er fort, auf das Jämmerliche der Ausländerei hinzuweisen und namentlich die Bedeutung der Poesie für die Bildung der Sprache eines Volkes hervorzuheben. Hierdurch aber wird Schupp sogar veranlasst, einmal einen Blick auf unsere altdeutsche Litteratur zu werfen. Er redet da von den Heldengestalten der deutschen Sage, von Wolfdietrich, Dietrich von Bern, dem „Hörnen Seifried“, von der Hroswitha, von „Gualtherus von der Vogelweyd“ und kommt so auf seine Zeit zu sprechen, aus der er namentlich den Martin Opitz rühmt.

*) Dasselbe ist abgedruckt bei Gid. Vogt, a. a. O. S. 9 ff. Auch in dem von den Giessener Professoren Helwig und Jung über Ratichius abgefassten Bericht (Magdeburg 1614) findet sich ähnliches ausgesprochen.

Zwei Jahrzehnte später hat nun Schupp seine Ansichten über die Bedeutung, welche die Pflege der Muttersprache für ein Volk hat, sowie über den Einfluss, den der Zustand der Dichtkunst in einem Lande auf dessen Sprache ausübt, noch einmal, im Teutschen Lehrmeister, zusammengefasst. Er thut dies, indem er sich gegen die nach seiner Ansicht falschen Bestrebungen der Sprachgesellschaften wendet; denn während diese sich mit seltsamen Verdeutschungen und grammatischen Klügeleien beschäftigten, sollten sie lieber auf die Pflege deutscher Beredsamkeit achten. Ferner aber wendet sich Schupp, da er von der Bedeutung der Poesie für die Sprache, wie schon gesagt, überzeugt ist, gegen den Missbrauch, der von seiten der Pfalzgrafen mit Dichterkrönungen getrieben wurde, und gegen die gewerbsmässigen Gelegenheitsdichter. Hieraus erklärt es sich auch, dass er für den Dialog, in welchen der T. L. eingekleidet ist, sich seinen Freund Johann Rist zum Partner erwählt, denn Rist, Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft und des Pegnitzordens, hatte selbst den Elbschwanenorden gegründet und war comes Palatinus, d. h. er hatte das Recht, Dichter zu krönen und Notare zu ernennen. Rist tritt unter dem Namen Daphnis, den er als Pegnitzschäfer führte, Schupp als Antenor auf, ein Pseudonym, das er in vielen seiner Schriften gebraucht hat. Man würde sich aber getäuscht finden, wenn man in diesem Traktat eine streng logische Entwicklung von Gedanken über den bezeichneten Stoff erwarten wollte; der Verfasser springt von einem zum andern, er flicht Anekdoten in seine Betrachtungen ein, die bewirken, dass manchmal der Zusammenhang fast gänzlich verloren zu gehen scheint. Benutzt hat Schupp bei der Abfassung des T. L. vor allem seine bereits erwähnte Rede de opinione und die Relationen des Trajano Boccalini*) Dieser lebte zu Ende des 16. und Anfang des

*) De' ragguagli di Parnasso, del molt' illust. & eccelentiss. Sig. Traiano Boccalini Romano. In Venetia MDCXIIII.

17. Jahrhunderts und verfasste satirische Berichte aus dem Parnass, die die verschiedensten Verhältnisse jener Zeit mit herbem Spotte geisseln. Gleich Valentin Andreä, der in vieler Hinsicht Schupp als Vorbild gedient hat, fand auch dieser Gefallen an dem witzigen Italiener und hat seine Schriften häufig benutzt, am stärksten jedoch ist dies im T. L. geschehen.

Es ist bereits (S. 15) gesagt worden, dass der T. L. im Jahr 1658 von Schupp verfasst worden ist, die darin enthaltenen Beziehungen zur Zeitgeschichte (S. 27 u. 36) lassen dies deutlich erkennen. Andere haben ihn der allerletzten Lebenszeit Schupps zuteilen wollen, jedenfalls deshalb, weil er von ihm selbst nicht mehr veröffentlicht worden ist. Dagegen aber spricht ausser dem obigen Grunde noch ein zweiter. S. 47 spricht Schupp von einem seiner früheren Schüler, Daniel Richter, der seine Methode, die Beredsamkeit zu üben, in Gotha eingeführt habe. Nun ist von diesem im Jahre 1660 ein thesaurus oratorius, ein Lehrbuch der Rhetorik erschienen, das vielfach auf Schupp Bezug nimmt.*) Dies Buch kannte aber Schupp nicht, als er den T. L. schrieb, sonst hätte er dort nicht sagen können: „Ich möchte wünschen, dass wohl gemeldter Herr Richter sich darüber machte, als welcher meinen mentem hierin vollkömmlich assequiret, und fertigte solches dem publico commodo zu Nutz in Teutscher

---

Dieses satirische Werk besteht aus zwei Teilen von je 100 Abschnitten (centuria I und II); es ist mehrfach ins Deutsche übersetzt und von den Schriftstellern des 17. Jahrhunderts gern benutzt worden. Schon i. J. 1617 erschien eine deutsche Auswahl des ersten Teiles, die 1641 vermehrt und mit dem „politischen Probiersteine“ Boccalinis verbunden unter dem Titel: „Hunderteinunddreissig Relationes oder Newe Zeitungen aus Parnasso“ in Leyden herausgegeben wurde.

*) Thesaurus oratorius, oder ein neuer Vorschlag, wie man zur Redekunst nach dem Ingenio dieses seculi gelangen und zugleich eine Rede auf unzehlig viel Arten verändern könne. Nürnberg, in Verlegung Michael Endters. 1660. S. Hentschel, J. B. Schupp, Döbeln, 1876.

Sprach auss". Richters thes. or. berücksichtigt nämlich sowohl die deutsche als die lateinische Redekunst.

Veröffentlicht wurde der T. L. zuerst von Schupps zweitem Sohne Jost. Burkhard Schupp in der „Zugab Doct. Balth. Schuppii Schrifften", die vermutlich 1667 erschien. Die Vorrede dazu, die übrigens nur in dieser Ausgabe enthalten ist, ist vom Herausgeber unterzeichnet, doch lässt sich aus der Sprache und dem Inhalte derselben schliessen, dass sie der Hauptsache nach von dessen Vater bereits fertiggestellt war und nur ihren Anfang und Schluss von Jost. B. Schupp erhielt.*) Ich gebe im folgenden diesen ersten Druck des T. L., wie er in der „Zugab" vorliegt, genau wieder.**) Die Abweichungen der späteren Ausgaben, soweit sie nicht lediglich orthographischer Art sind, werde ich unter dem Texte angeben. Zum Verständnisse dieser Noten bemerke ich noch, dass der T. L., abgesehen von dem bereits genannten Drucke, noch in den Ausgaben von 1677, 1684, 1701 und 1719 der „Lehrreichen Schriften" Schupps abgedruckt worden ist. Da die Ausgaben von 1677 und 1701 gänzlich übereinstimmen, wird es genügen, wenn nur die erstere von beiden bei Abweichungen im Texte angeführt wird. Wo diese vier Ausgaben der ältesten gegenüber zusammengehen, sind sie gemeinschaftlich als spätere Ausgaben (sp. Ausg.) bezeichnet.

*) Beiträge S. 72 ff.

**) Nur wenige sinnstörende Druckfehler habe ich mir zu verbessern gestattet; der Genauigkeit wegen führe ich sie hier an: S. 23, Z. 17: eineUn nterscheid, S. 28, Z. 20: Telapton; S. 30, Z. 3 v. u.: antworter; S. 42, Z. 17: einen Schnelle; S. 48, Z. 19: ein.

Der Teutſche Lehr-Meiſter,

Oder:

Ein Discours von Erlernung und Fortpflantzung der freyen Künſte und Wiſſenſchafften in Teutſcher Sprach.

Gehalten mit dem edlen Daphnis aus Cimbrien.

Denen respectivè

Wohlgebohrnen, Hoch-Edelgebohrnen, Gestrengen, Groß-Achtbaren, Vesten und Mannhafften

Herren Land-Räthen der Fürsten-Thümer Ehst- und Liefland,

Meinen insonders hochgeneigten Herren, hochgeehrten Patronen und mächtigen Beförderern.

Wohlgebohrne, Hoch-Edelgebohrne, Gestrenge, Groß-Achtbare, Veste und Mannhaffte Herren Land-Räthe, insonders hochgeneigte Herren, hochgeehrte Patronen und mächtige Beförderer.

Wann ich nicht in den vier Jahren, die ich in dem Edlen Ehst- und zum theil Lieff-Land mich auffgehalten, zur genüge verspüret und erlernet hätte, daß Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrligk. von Gemüthern und dero Actionen wüsten zu urtheilen und einen Unterscheid zu machen, würde ich mich gescheuet haben, Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrl. gegenwärtiges Tractätlein Antenors*) zu dediciren, und mit demütigster Hand zu überreichen, bevorab da ich gesehen, daß offters Vaganten und Schulfüchse sich erkühnet haben, ihre ignoranz oder Unwissenheit bey Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrl. zu verkauffen,

*) Einl. S. 18.

und mit ihrem Bachantischem Phrases-Werck ihren Schulsack zu füllen. Allein ich bin versichert, daß Eu. Wohlgeb. Hoch=Edelgeb. Herrl. hochvernünfftig urtheilen werden, daß dieses nicht sey eine solche Vagantische Schrifft, sondern daß sie herkomme von der Hand Ihres demütigsten Dieners, dem so vielfältige hohe Affection, nicht allein in Worten, sondern auch theils ansehnlichen Wercken ist erwiesen worden. Ich habe schon vor etlichen Jahren her mich schuldig erkandt, ein offentliches Zeugnüß meiner unterthänigen Danckbarkeit auffzurichten. Weil ich aber ein Jahr oder etliche fast continuirlich auff Reysen bin begriffen gewesen, habe ich darzu nicht nach meinem Wunsch gelangen können. Doch habe ich nach der Lateiner Sprichtwort, Bis dat, qui citò dat, nil dat, qui munera tardat, meine Schuldigkeit nicht länger verschieben, sondern dieses schlechte Werck so lang voran schicken wollen, biß mit GOtt und der Zeit etwas würdigers erfolget. Ich bin hierzu umb so viel mehr angefrischet worden, weil ich mich erinnere, daß Eu. Wohlgeb. und Hoch=Edelgeb. Herrl. von dieser Materie unterschiedlich discouriret haben.

Es hat mir sonderlich gefallen die hochrühmliche Vorsorge für Ihre Hoch=Adeliche Jugend, daß selbige nicht allein zum Studiren, sondern auch zu allerhand nutz= und löblichen Wissenschafften und Adelichen Exercitien angehalten werde. Ich habe beobachtet, daß Eu. Wohlgeb. und Hoch=Edelgeb. Herrl. mit Fleiß erwegen, daß ein Pferd, welches im Turnier sol gebrauchet werden, weit anders abzurichten sey, als ein anders das nur am Wagen ziehen soll. Es stehet mehr zu wüntschen als zu hoffen, daß man aller Orthen bey der Jugend einen solchen Unterscheid machte, der Herren und Edelleute Kinder nicht angeführet würden, als ob sie dermahleins eine Grammatic oder Logic schreiben, und auch Schulmeister werden solten. Es ist rühmlich, daß Eu. Wohlgeb. und Hoch=Edelgeb. Herrl. nicht lang Ihre Herren Söhne im Schul=Staub sitzen lassen, sondern wann sie einen Grund in der Lateinischen Sprache geleget haben, in Exercitien und andern nützlichen Wissenschafften selbige

unterweisen lassen, und darauff in die Welt schicken, damit sie frembde Sprachen recht lernen, andere Länder Sitten und Gebräuche sehen, und sich zu Dienst des Vatterlands im civil oder militar Estat geschickt machen.

Der Sinnreiche Italiäner Trajanus Boccalini meldet in seinen Relationen auß dem Parnaß*), daß der Philosophus Cratippus vor Apollini sey angeklagt und beschuldiget worden, daß er des Fürsten von Epheso eintzigen Sohn, welcher seiner Information anvertrauet worden, nicht gar zu wol unterrichtet habe. Dann so erfahren als er in der Philosophie, so ungeschickt sey er zum Regiment, als er selbiges nach des Vatters Todt angetretten, erfunden worden. Dann zum Kriegs-Wesen nutze er nichts, weil er eines feigen und verzagten Gemüths wäre; In Staats-Sachen aber verstünde er weniger als nichts, und hätte keine Resolution bey sich; Die Frömmigkeit und Auffrichtigkeit, welche an einer Privat-Person höchlich zu rühmen, werde bey ihm für eine Ungeschicklichkeit und Einfalt gehalten. Apollo habe geantwortet, daß diese Information übel gerathen, sey nicht dem Philosopho, sondern theils dem Jungen Printzen, fürnehmlich aber des Vatters selbst-eygener unbedachtsamer Wahl zuzuschreiben, weil dieser ehrliche Mann seinen Schüler in dem das seiner Profession wäre, treulich und fleissig unterrichtet, und also seiner Schuldigkeit ein Gnügen gethan hätte. Der Vatter hätte wissen und bedencken sollen, daß die beste Schulen junger Fürsten seyen die Zeughäuser, Rüstkammern, und geheime Rathsstuben, darinnn von wichtigen Staatssachen tractiret und gehandelt werde. Die freyen Künste aber, so dergleichen Söhne studiren solten, seyen Historien und die Politic: Die rechte Praeceptores solcher Jungen Herren seyen nebst denen Historicis erfahrne Kriegs-Leute, kluge verständige Räthe und geheime Secretarii; die Ruthe aber damit man sie züchtigen solle, sey das Gedächtnüß ihrer Vor-Eltern, und Deroselben rühmliche und tapffere Thaten, die sie so wol in

*) S. 18 der Einl. Bocc. I, 90.

Kriegs- als Friedens-Zeiten gethan haben, denen ſie ſich nachzufolgen eyfferigſt befleiſſigen ſollen.

GOtt laſſe Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrligk. den Zweck, welchen Sie in der Information Ihrer Hoch-Adl. Jugend vorgeſtecket, nach Wuntſch erreichen, und laſſe Sie auffwachſen und gedeyen zuförderſt zur Ehre Gottes, zu Dienſt des Vatterlands und der hochlöblichen Cron Schweden, und dann zu Fortpflantzung des unſterblichen Ruhms ihrer tapfferen Vorfahren. Über Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrl. wolle der HERR des Himmels außſchütten den Seegen, deſſen in gantzer Heyliger Schrifft gedacht wird; Er ſegne Ihren Auß- und Eingang, daß Ihre Fußſtapffen trieffen von Fett; Er gebe ihnen vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erden, einen Seegen an Brüſten und Bäuchen, wie der Ertz-Vatter Jacob wüntſchet, Geneſ. 49. Immittels werden Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrl. mir vergönnen, daß ich biß in meine Grube den gewüntſchen Titul führe

Eu. Wohlgeb. und Hoch-Edelgeb. Herrl.

Demüthigſten unterdienſtwilligſten gantzergebenen Knechts

J. B. Schuppen.*)

*) Dieſe Vorrede fehlt in den ſpäteren Ausgaben.

Das Band der Vertrauligkeit und ungefärbten Freundschafft zwischen den beyden Nordischen Helden*) war eben wieder fest gemachet. Das Kriegs-Feuer war**) wieder gedämpffet, und die frembden Kriegs-Völcker, welche eine Zeitlang Cimbrien überschwemmet hatten, wurden wieder abgeführet. Das Land fieng an unter der schweren Kriegs-Last, womit es bißhero gedrucket gewesen war, sich wieder auffzurichten und Athem zu schöpffen, als Antenor zu dem edlen Daphnis***) kam, und bezeugete seine Condolenz, daß er bey diesen Waffen das Glück nicht gehabt habe, welches sinnreichen Poeten von grossen Helden begegnet sey, welche immerdar darnach getrachtet haben, daß sie gute Poeten zu Freunde†) haben, ut rebus suis fortiter & sapienter gestis, contingat honesta memoria. Wer wüste von den großmüthigen††) und tapffern Helden-Thaten des Hectors, wann der edle Poet Homerus nicht gelebt hätte? Daphnis seufftzte zwar ein wenig. Allein seiner gewöhnlichen Generosität nach, vergaß er alles dieses Unglücks, und empfieng den

*) Karl X. Gustav von Schweden (1654—60) und Friedrich III. von Dänemark (1648—70). Letzterer war 1657 in des ersteren Herzogtum Bremen eingefallen; Karl X. war von der Ostseeküste herbeigeeilt und hatte beim Durchzuge die Hamburger gezwungen, seine Soldaten neu zu bekleiden. Im Frühjahr 1658 schlossen beide Fürsten den Frieden zu Roeskilde, aber bereits im Hochsommer brach der Krieg wieder aus und währte nun bis zum Tode Karls X. In der kurzen Friedenszeit muß also dieser Traktat geschrieben sein.

**) Sp. Ausg.: ward.

***) Johann Rist († 1667) war Pfarrer in Wedel bei Altona und mit Schupp befreundet. Unter dem Namen Daphnis hat er Dichtungen veröffentlicht. (Einl. S. 18.)

†) Sp. Ausg.: Freunden.

††) 1719: großmüthigsten.

Antenor ſehr freundlich. Antenor danckte ihm höchlich und ſagte: Hochgeliebter Bruder Daphnis, ſeine ſchöne und geiſtreiche meditationes von der verſchmäheten Eytelkeit und der*) verlangten Ewigkeit**), haben mich über alle maß wol contentiret. Ich bedancke mich vor dero Communication ſehr dienſtlich und freundlich. Daß er von dieſem manuscripto mein judicium begehrt habe, halte ich vielmehr vor eine Höfflichkeit als eine Nothdurfft. Ich bitte er wolle darinn fortfahren, und ſonderlich alle occasion ſuchen auß der Patrum Graecorum & Latinorum***) herrlichen Schrifften, ein und ander geiſtreiches Liedlein in Teutſcher Sprach zu machen. Alles, was in gantz Teutſchland Verſtand und ein geſundes judicium hat, wird erkennen, daß ihm GOtt ſonderbahre Gaben in der Teutſchen Poeſin†) mitgetheilet habe. Als nach Käyſer Constantini des Groſſen Zeiten ſich gute Leut übten in Poesi & Eloquentia Sacra, machten allerhand ſchöne geiſtreiche Lieder, bewegten das gemeine Volck mit ſchönen geiſtlichen Orationen, da ſtund es umb die Kirche Chriſti wohl. Als hernach die Scholastici kamen, und mit ihrem Darapti, Felapton, mit ihrer scala praedicamentali††) in den Himmel ſteigen wolten, da kam unter Groſſen und Kleinen eine Confusion nach der ander.†††) Mein hochgeehrter Herr thue es GOtt zu Ehren, und gebe der Chriſtlichen Jugend ferner Anlaß ſich in Eloquentia & Poesi Sacra zu üben. Ich habe meinem älteſten Sohn verehret die Sontags-Lieder†*), welche mein

*) Der fehlt i. d. ſp. Ausg.

**) „Von der Eitelkeit und Ewigkeit" Hamburg 1664.

***) Sp. Ausg.: Graecorum & Latinorum Patrum; gemeint ſind die Kirchenväter.

†) Sp. Ausg.: Poeſi.

††) Ausdrücke, die damals in den Lehrbüchern der Logik als Bezeichnungen für logiſche Begriffe und Figuren häufig vorkamen.

†††) Sp. Ausg.: andern.

†*) Gemeint iſt wohl Riſts ſabbathiſche Seelenluſt, d. i. Lehr-, Troſt-, Vermahnung- und Warnungsreiche Lieder über alle ſonntägl. Evangelien. Lüneburg 1651. Schuppe älteſter Sohn, Anton Reno, ſtudierte damals in Gießen.

hochgeehrter Herr mir überschicket hat, und habe ihm mit eygener Hand dabey*) geschrieben, und ernstlich dabey befohlen, daß er des Sontags solle eins solcher Lieder für sich nehmen, und eine Teutsche Oration oder Meditation in prosa darauß machen. Mein Herr Daphnis, er verdienet den Ruhm und die Ehre, daß er sey ein Fürst unter den Teutschen Poeten: Ich bitte ihn, er mache ein Compendium Theologicum, das da bestehe in lauter Liedern. Das ist gewiß, daß man besser im Gedächtnüß behalte, was gesungen wird. D. Saccus schreibt, daß Chur-Fürst Jochim von Brandenburg**) zu ihm gesagt habe, Er habe das meiste Stück seiner Theologischen Wissenschafft geschöpfft auß den Kirchen-Gesängen: Als durch Adams Fall ist gantz verderbt, ꝛc. Es ist das Heyl uns kommen her, ꝛc. Cicero sagt, daß zu seiner Zeit die Leges XII. Tabb. seyen gesungen worden, damit sie das gemeine Volck besser behalten möge. Umb eben dieser Ursachen willen haben die alten Teutschen ihrer Helden Thaten in Lieder gefaßt und gesungen. Daher sind die Meister-Singer kommen, welches Teutsche Poeten gewesen sind. Sonst bitte ich, Er wolle die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschafft, nach Standsgebühr, in meinem Nahmen salutiren, und sagen, daß ich dafür halte, daß die Intention der hochlöblichen Stifftern dieser Gesellschafft gut gewesen sey. Allein sie sollen selbst erwegen, ob die Mittel, die sie bißhero gebraucht haben, die Teutsche Sprach zu befördern, allenthalben dienlich seyen? Der tapffere Kriegs-Held, der von N. hat seinen esprit gnugsam an Tag gegeben in Versetzung des verfolgten Davids und anderer Schrifften***). Allein daß er alle

*) Dabey fehlt i. d. sp. Ausg.

**) Doktor Saccus (1527—1596), protest. Theolog, war Rektor, dann oberster Domprediger in Magdeburg. Joachim II. (1535—1571).

***) Wilhelm von Kalchum, genannt Lohausen, übersetzte den Sallust und Malvezzis verfolgten David. Als Mitglied des Palmenordens hieß er „der Feste". Er starb 1640 als Generalmajor und Kommandant von Rostock, (Gervinus III, 191 u. 196).

frembde Wörter, welche die Bauren nicht mehr vor frembd halten, hat wollen Teutſch geben, darüber hab ich offtmahls unter dem Leſen den Kopff geſchüttelt. Unter andern nennet er ſich an einem*) Orth (wo ich mich recht erinnere) Obergebietiger in Roſtock. Wann ich damahls alle Bauren in gantz Mechlenburg gefragt hätte, wer iſt Obergebietiger in Roſtock? So würde mir es**) ergangen ſeyn wie jenem Superintendenten, der einen einfältigen Schulmeiſter fragte: wer der Kinder Noa, Sem, Cham und Japhets Vatter geweſen ſey? Da erſchrack der Schulmeiſter, und konte nicht ein Wort antworten. Des Abends kam er zu ſeiner Frauen und ſagte; Höre liebes Weib, was mich doch der hoffärtige Pfaff fragte? Er fragte mich, wer der Kinder Noa, Sem, Cham, und Japhets Vatter geweſen ſey, wer wil mir das Ding ſagen? Meynet er daß ich zehen Jahr auff Univerſitäten geweſen ſey, daß ich habe können Doctor werden, wie Er? Ich diene hier für keinen Doctor, für keinen Superintendenten, ſondern für einen Schulmeiſter. Die Frau hörte ihm zu und ſagte: Lieber Mann, ſeyd ihr dann ſo einfältig, daß ihr auff dieſe Frag nicht habt antworten können. Unſer Müller Laux hat drey Söhne, der erſte heiſt Jochim, der ander Hans, der dritte Peter. Wer iſt nun Lauxen des Müllers Kinder Jochim, Hanſen, und Petern ihr Vater? da antwortet der Schulmeiſter, wer wil mir das ſagen? Die Frau antwortete: Lieber Mann, Laux der Müller, Laux der Müller, iſt es. Des andern Tages kam der Schulmeiſter wieder zum Superintendenten, und ſagte: Herr Superintendent, Er fragte mich geſtern etwas von den Kindern Noa, Er frage mich itzo, ſo wil ich ihm Antwort darauff geben. Der Superintendent fragte: Wer iſt dann nun der Kinder Noa, Sem, Cham, und Japhets Vatter? Da antwortet er, Laux der Müller. Eben alſo würde mir es***) ergangen ſeyn, wann ich die Bauren in Mechlenburg gefraget hätte,

*) 1719: einem andern.
**) Sp. Ausg.: es mir.
***) Sp. Ausg.: es mir.

wer*) Obergebietiger zu Rostock sey, da würden sie sich verwundert und gesagt haben, Obergebietiger? Obergebietiger? Was ist das für ein Ding? Allein wann ich gefragt hätte, wer ist Commendant in Rostock? So würde jederman geantwortet haben, N. v. N. der ehrliche tapffere Cavallier ist Commendant.

Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darinn die Zierlichkeit der Teutschen Sprach nicht bestehe, und wann sie auch darinn bestünde, so frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschafft, was mit diesen Grammaticalischen Dingen, sonderlich mit der Teutschen Orthographia, damit sich etliche Leute wollen groß machen, dem Römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seye?**) Ich frage, wie die alten Teutschen geredet haben zu der Zeit als Käyser Carl der Grosse das Schwerd in Händen geführet und die Sachsen bezwungen hat? Im Hessenland ist ein Procurator***) gewesen, genant der dicke Lorentz, welcher sich der Zierlichkeit im Teutschen Reden sonderlich hatte befleissigen wollen. Einsmahls hatte er zu seinem Jungen sagen wollen: Jung hole mir mein Messer. Damit er nun kund mache, daß ein Unterscheid sey zwischen ihm und einem gemeinen hessischen Bauren, hatte er gesagt: Page, bringe mir mein Brodschneidendes Instrument. Einsmahls hatte er zu seiner Frauen sagen wollen: Frau es hat nun†) geschlagen, gehe zu Bett, ich hab noch etwas zu thun. Damit nun die Frau wisse, daß er ein Hessischer Cicero sey, hatte er gesaget: Du Helffte meiner Seelen, du mein ander Ich, meine Gehülffin, meine Augenlust, das gegossene Ertz hat den neundten Thon von sich gegeben, erhebe dich auff die Säulen deines Cörpers, und verfüge dich in das mit Federn gefüllte Eingeweide, ꝛc. Jener Phantast wolte zu seinem Jungen sagen, daß er ihm die Stieffeln auß-

*) 1719: wer der.

**) Sch. wendet sich hier gegen die oft kleinlichen Bestrebungen der Sprachgesellschaften für Grammatik und Orthographie.

***) Anwalt.

†) 1719: neun.

ziehen solte, da sagte er: Du, der du geringer bist als ich, entledige meinen Untertheil des Leibes von der übergezogenen anatomirten Haut. Ich muß solcher Phantasten offt von Hertzen lachen. Ich habe noch jüngst einen Tractat gelesen eines hochgelahrten Kaninichens, das sich einbildet*), daß es alle Philosophische und Philologische Weißheit mit Löffeln gefressen habe, das saget an einem Orth; Die buntte Lufft-Kinder fiengen an zu musiciren, das sol so viel heissen: Die Vögel singen an zu singen. Es hat ein jegliche Sprach ihren eygenen Genium. Daher der weyse Käyser Carol der Fünffte sagte, wann Er mit dem Frauenzimmer reden wolle, so wolle er Frantzösisch reden, dann es sey eine liebliche Sprach. Wann er mit Königen reden wolle, so wolle er Italiänisch oder Spannisch reden, dann es seyen Mayestätische Sprachen. Wann er mit seinen Feinden reden wolle, so wolle er Teutsch reden, ꝛc. Es lautet offtmahls in Frantzösischer Sprach etwas sehr wohl. Wann man es aber von Wort zu Wort in die Teutschen Sprach versetzen wil, so klingt es eben wie ein Instrument das nicht gestimmt ist. Non verbum verbo curavit reddere fidus Interpres.

Es sind Narren welche das Magnificat**) und Lutheri Version der Bibel corrigiren wollen. Lutherus hat gesehen auff den Sensum, und was die Arth der Teutschen Sprach mit sich bringe. Einsmahls begehrte ein vornehmer Herr, der eine grosse Rechts-Sache hatte, daß ich ihme eine Teutsche Schrifft ins Latein bringen solle. Als sie vertirt war, liesse ich sie dem Herrn überlieffern. Da wurde geantwortet auß der Cantzeley, daß sie sich mit dem Latein zwar contentirten, allein es sey nicht von Worten zu Worten vertiret; Ich schrieb wiederumb: Wann sie es wolten von Worten zu Worten vertirt haben, so solten sie es einem Knaben in der Schuhl geben: Ich hätte betrachtet, was die Indoles und der Genius der Lateinischen Sprach mit sich bringe. Der jenige, welcher die Argenidem Barclaji in die

*) Sp. Ausg.: einbildete.
**) Ev. Luc. Kap. 1.

Teutſche Sprach gebracht, und die erſte Wort Barclaji alſo vertirt hat: Nondum orbis adoraverat Romam, die Welt hatte Rom noch nicht angebetet, wolle mir verzeihen, daß ich dieſer Wort halben eine Erinnerung thue. Nondum orbis adoraverat Romam, ſoll ſo viel heiſſen, es war noch kein Pabſt zu Rom.*) Lutherus iſt ein rechter Teutſcher Cicero geweſen. Und wer recht gut Teutſch lernen wil, der leſe fleiſſig die Teutſche Bibel, die Tomos Lutheri, und die Reichs-Abſchiede; Ich ſage, daß man auß der Bibel zierliche Teutſche Phrases ſammlen könne. Soll der Jenige, der den Menſchen erſchaffen, und ihme die Zunge gegeben hat, nicht zierlich reden können?

Die junge Maul-Affen, welche mit Liebs-Gedancken umbgehen, und mit der Leimſtange**) zu lauffen pflegen, ſuchen eine ſonderliche Zierlichkeit in der affectaten Reden, und meynen, das Frauenzimmer müſſe ihnen deßwegen hold ſeyn. Ich war einsmahls auff einer Gaſterey, und als ich wieder nach Hauſe gehen wolte, ſtunde ein junger Phantaſt bey einem Mägdlein in einer Ecken und löffelte***) mit ihr, brauchte unter andern dieſe Worte: Allerſchönſte Jungfrau, indem ich verliere, gewinne ich, und indem ich gewinne, verliere ich. Indem ich verliere, scilicet meine vorige Geſellſchafft, gewinne ich eure längſt erwüntſchte Gegenwart, und indem ich eure Gegenwart gewinne, verliere ich meine Libertät. Eure Schönheit, welche weit über den Horizont der Vollkommenheit geſtiegen, hat mein Hertz und Verſtand ſo gefangen, daß ob ich wohl hiebevor die ſcharffe Pfeile des Cupidinis verlacht, ſo muß ich doch itzo vor dem Altar eurer Extraordinari Qualitäten nieder knien,

*) Die Argenis, ein politiſch-ſatiriſcher Roman des John Barclay, der bei ſeinem Erſcheinen (Paris 1621) große Bewunderung erregte, wurde von Opitz ins Deutſche überſetzt (1626); auf dieſe Überſetzung bezieht ſich Schupps Tadel. Daß der bereits 1639 verſtorbene Opitz hier wie ein Lebender behandelt wird, erklärt ſich daraus, daß dieſe ganze Stelle aus de op. herübergenommen, letztere Rede aber ſchon 1638 gehalten worden iſt.

**) Das Bild iſt vom Vogelſteller genommen.

***) Löffeln = zärtlich thun.

und Euch mein inbrünſtiges Hertz in tieffer Demuth auffopffern. Ja ich ſchwöre euch bey dem höchſten Gott Jupiter, daß der kleine Knabe Cupido mein Hertz dermaſſen verletzet, daß es mir in meinem Leibe thut, als wolte es Capreol ſchneiden. O ihr allerſchönſte Venus, die ihr viel ſchöner ſeyd als die Venus auß Cypern, was vor superlativos ſol ich doch itzo brauchen, damit ich euch bezeugen könne, wie hoch ich eure perfection venerire? Ach Madamoiselle, die ihr ſo ſchön ſeyd als unbarmhertzig, und ſo unbarmhertzig, als ſchön, ich könte euch billich vergleichen mit dem Käyſer Nerone, welcher ſeine Luſt daran hatte, daß er von einem Thurn die Stadt Rom brennen ſahe. Dann ihr ſehet auch von dem Thurn eurer hohen Meriten brennen, nicht allein die Stadt und Vorſtadt meines zu gar verliebten Hertzens, ſondern auch die Kirche ſo ich euch darinn gebauet habe. Es ſtehet in eurer Macht, mich in dieſer Flamm*) zu ſalviren. Und warlich, werdet ihr mich zur desperation bringen, und werdet euch nicht als eine ſchöne Roſe laſſen abbrechen von mir, der ich aus dem fonte nympharum caballino**) ſo manchen Trunck hausticôs gethan, ſo wil ich den Phoebum bitten, daß er euch in eine Diſtel verwandeln ſolle, damit ihr endlich den Eſeln zur Speiſe werdet. O ich klage gleichſam die Natur an, daß ſie in einen ſolchen ſchönen Leib ein ſo ſteinernes Hertz geſetzet hat, daß ſichs weder mit Thränen oder Seufftzen wil bewegen laſſen. Wann ihr euch nicht über mich erbarmen wollet, ſo wil ich die Eumenides und die Furias, auch alle Götter und Göttinnen, die nur Rache üben können, bitten, daß ſie euch mit gleicher Plage verfolgen ſollen. Ich konte dem Narren nicht länger zuhören, und muſte über dieſe und andere harte Bedrauungen, die er auß dem Amadies***) hervor brachte, von Hertzen anfangen zu lachen.

---

*) Sp. Ausg.: Flamme.

**) Die Hippokrene.

***) Der Amadis, ein franzöſiſcher, mehrfach ins Deutſche überſetzter Roman, „in deſſen Lobe Opitz kein Ende zu finden weiß, den die männliche und weibliche Jugend als eine Fundgrube an-

Ich muß bekennen, daß solche Reden im Frantzösischen nicht uneben klingen. Aber die jenigen, welche dergleichen Bücher ins Teutsche übersetzen, betrachten nicht, daß die Frantzösische Sprache eine andere Arth und Genium habe, als die Teutsche Helden-Sprache.

Muretus,. die Manutij und andere in Italien mehr haben es gleichsam für ein Gewissens-Werck gehalten, wann sie nicht eben mit den Worten redeten oder schrieben, damit Cicero geredt und geschrieben hat. Wann ich auch nicht wolte Teutsch reden, als mit den Worten, damit Kayser Carl geredt hat, wäre ich nicht werth, daß man mich für einen Narren hielte? Der streitbahre und weise Held, Graff Woldemar, sagte einsmals zu mir, er habe Ihrer Mayest. König Christian dem Vierdten in Dennemarck auffgewartet in Gegenwart D. Caspar Brochmanns.*) Der König habe Lateinisch geredet, und ihn von unterschiedenen Dingen gefraget, und er habe müssen Lateinisch antworten. Einsmahls habe er eine Carthaune loß gehen lassen auff den Priscianum, da habe der König gelacht und gesagt: Ho! Ho! Woldemar! Da bekam der Priscianus einen guten.**) Er aber habe geantwortet: Ihr. Mayest. wolle sich berichten lassen, daß der Priscianus mir diene für einen Bernheuter, Doctor Jespers aber für einen rechtschaffenen Kärl. Ich darff ihm wol eine Ohrfeige geben, aber Doctor Jespers darff es nicht thun, von dem würde er es nicht leyden.

---

sah, aus der sich schöne Liebesbriefe und zierliche Redensarten schöpfen ließen" (Koberstein, Litt.-Gesch. II, 178). Dieselbe Stelle findet sich de op. S. 42 f.

*) 1585 auf Seeland geb., 1652 ebendas. als Bischof gest. Er war vier Jahre lang Lehrer des Prinzen und späteren Königs Christian V. Jespers = Caspar.

**) Priscianus, ein römischer Grammatiker, der um das Jahr 500 lebte, verfaßte die vollständigste Darstellung der lateinischen Sprache, die institutiones grammaticae. Dies Buch wurde im Mittelalter außerordentlich viel benutzt und ist auf die späteren Lehrbücher des Latein von größtem Einfluß gewesen, so daß noch im 17. Jahrhundert der Priscian als der Vertreter aller grammatischen Studien galt.

Dann ihm dienet er für einen rechtſchaffenen Kärl. Mir aber für einen bloſſen Bernheuter. Ich frage, wo die Thorheit herkomme, daß man den Priscianum ehret, gleichwie die Papiſten die Heiligen? Kayſer Sigismundus kam auff das Concilium zu Coſtnitz, und ſagte: Videte Patres, ut eradicetis schismam Hussitarum. Da ſaß ein alter Böhmiſcher Schulfuchs mit im Concilio, vermeynte*) der Kayſer habe mit dieſer Ohrfeige, welche er dem Prisciano geben, ſich wider die Catholiſche Kirche eben ſo hoch verſündiget als Johann Huß, und Hieronymus von Prag, ſagte demnach: Serenissime Rex, schisma est generis Neutri. Der Kayſer ſagte, woher wiſſet ihr das? Der alte Böhemiſche Schulfuchs antwortete: Alexander Gallus ſaget es. Der Kayſer ſagte, wer iſt Alexander Gallus? Der Böhmiſche Schulfuchs antwortete: Er iſt ein Mönch. Ja ſagte Sigismundus, ſo bin ich Römiſcher Kayſer, und mein Wort wird noch**) ſo viel gelten, als eines Mönchs Wort.***)

Ich frage, wo die Tyranney herkomme, daß heutiges Tages neue Prisciani in Teutſchland auffſtehen†); Welche als Feld Marſchälcke im Teutſchen bello Grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieſes oder jenes Wort ſchreiben ſolle? Worzu dienet die Sprache dem Menſchen, als daß er ſeinen Willen, ſeine Meynung einem andern offenbahre, alſo daß er es verſtehen könne? Da jüngſt der Fürſt Ragotzky zu der Kön. Mayeſt. in Schweden††) kommen, wird der hochweiſe König wenig darnach gefragt haben, ob Ragotzky wiſſe, wie Bibo im praeterito habe? ob man ſolte ſagen, bibi, bipsi, oder bapsi? Sondern er wird geſehen haben, wie ſeine Reuterey und Infanterey beſchaffen

*) Sp. Ausg.: der vermeynte.
**) Sp. Ausg.: ja noch.
***) Alexander aus Villa Dei in der Normandie ſchrieb im Anf. des 13. Jhdts. ein lange Zeit benutztes Lehrbuch der lateiniſchen Sprache, das doctrinale puerorum. Dieſelbe Anekdote erzählt Sch. de op. S. 26.
†) S. 31, Anm. 2.
††) S. 27, Anm. 1.

ſeye? Ich bin in meiner Jugend ein hundert Meil oder etwas weiter durch Pohlen gereiſet, da mancher armer Jung in einem geringen Dorffe mir begegnete, und mir*) mit ſeinem Küchen-Latein zu recht helffen kunte, als wann Cicero bey mir geweſt wäre. Es ſagte einsmahls ein Sackpfeiffer in Pohlen zu mir: Quid mihi Grammatica? Musica dat mihi gleba i. e. panem. Was iſt das für eine Thorheit, daß man in Erlernung der Sprachen ſo viele Jahr zubringe: Und hergegen die wenigſte Zeit anwendet in Erlernung derer Dingen, damit man GOtt und dem Nechſten dienen und ein Stück Brod erwerben kan? Was wäre mir damit gedienet, wenn ich bellen könte wie ein Hund, oder ſchreyen wie ein Hirſch oder Pferd? Und was iſt mancher Stadt, manchem Lande damit gedienet, wann der Burgermeiſter oder der Fürſt, Frantzöſiſch oder Italiäniſch reden kan, und weiß im übrigen nicht, wie er die Stadt oder das Land regieren und in gutem Wohlſtande erhalten ſolle? Der unvergleichliche Mantuaniſche Poet ſagt lib. VI. Aeneid.

> Excudent alii spirantia mollius aera,
> Orabunt causas melius, coeliq; meatus
> Describent radio & surgentia sidera dicent:
> *Tu regere imperio populos, Romane, memento.*

In Heſſenland iſt ein Fürſtlicher Stadthalter geweſen, Burchard von Gramm, welcher in ſeiner Jugend keinen Luſt gehabt zu dem Grammaticaliſchen Kriege, und hat von dem Feldmarſchalck Prisciano ſeinen Abſchied und Paßport begehret, nachdem er eine geringe Zeit für einen Muß-quetirer gedienet hatte. Als er hernach in ſeinem hohen Ehren-Ampte geſeſſen, und mit vielen Oberſten und Rittmeiſtern, auß dem bello Grammaticali umbgehen müſſen, ſoll er einmahls geſagt haben, er wolle 100. Goldſl. drumb geben daß alle desinentia in A. generis foeminini wären, und daß er in den Lateiniſchen Wörtern mit der letzten syllaba könne zu recht kommen. Allein er hat ſeinem

*) 1677, 1684: beſſer ſtatt mir; 1719: und mir beſſer.

Fürsten so wohl gedienet, und dem Lande so wohl fürgestanden, daß ihn Herr und Knechte mehr geliebt, und mehr Nutz von ihm gehabt, als von andern, welche den Syntax und das Corpus Juris mit Löffeln gefressen hatten.*)

Es ist die Weißheit an keine Sprach gebunden. Warumb solte ich nicht in Teutscher Sprache eben so wohl lernen können, wie ich GOtt erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warumb solte ich nicht eben so wohl in Teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Krancken helffen könne, auff Teutsch, als auf Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italiäner lehren und lernen alle Facultäten und freyen Künste in ihrer Muttersprache.**) Es ist mancher Cardinal, mancher grosser Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kan. Als ich zu Leyden in Holland studirte, kam einsmals auff die Cantzel in der Lutherischen Gemein***) ein Mann, welcher ein Färber gewesen war. Viel Baronen, Edelleute und andere Candidaten Juris trieben davon ein grosses Gespött, daß der Kerles sich erkühne auff die Cantzel zu tretten, da er doch das Latein nicht verstehe. Allein er verstunde die heilige Schrifft wohl, und ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehen Postill-Reuter Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer ist in Franckreich, welche in ihrer Muttersprache von Philosophischen Wissenschafften, von allerhand Historien besser reden kan, als mancher Magister in Teutschland, welcher primum locum bey der promotion gehabt hat? †)

---

*) „Burchard von Gramm, weiland Fürstl. Stadthalter zu Marpurg, ist ein alter Teutscher Edelmann gewesen, welcher mit der Grammatic eben nicht überflüssig den Kopff zerbrochen, sondern sein lebendiges grosses ingenium in vielen höheren Dingen employret, und hat seinem Fürsten und dem gantzen Lande also vorgestanden, daß sein Gedächtnüs bei den Nachkommen ist gesegnet blieben." Lehrr. Schr. I, 342.

**) de op. S. 27. Einl. S. 16 f.

***) Sp. Ausg.: Gemeinde.

†) Es galt als eine große Auszeichnung bei den Magisterpromotionen als dux ordinis, als bester und erster unter den zu promovierenden, ausgewählt zu werden. Schupp selbst hatte

Ich muß an meinen hochgeehrten Herrn eine Frag thun, und bitte, er wolle die fürnehmſten in der fruchtbringenden Geſellſchafft bitten, daß ſie neben ihm, darauff antworten wollen. Ich frage, worzu die Lateiniſche Sprach einem in Ober-Teutſchland nutz ſey? Wer predigen will muß in Teutſcher Sprach predigen. Ich bin zehen Jahr Professor Eloquentiae und Historiarum auff einer fürnehmen Univerſität geweſen, und viel groſſe Leut haben mir hiebevor theils ſchrifftlich, theils mündlich flattirt, und mich überreden wollen, daß ich auff die Opinion gerathen ſolle, ich ſeye werth, daß ich nicht nur Rittmeiſter, ſondern Obriſt-Lieutenant in bello Grammaticali ſeyn möge. Allein ich habe immer an einen Licentiaten gedacht, welcher als er par raison d'Estat auff einer Univerſität pro licentia diſputirt hatte, und nach der Disputation Gratias agiren ſolte, ſagte er: Quandoquidem nunc studiis meis finem imposui &c. Ho! ho! ſagte darauff ein vornehmer Professor: Ich bin Doctor geweſen, ehe der Kärl auff die Welt kommen iſt, und kan noch nicht ſagen; Studiis meis finem imposui. Ich kenne mich ſelbſt, und weiß gar wohl, was mir mangele.*)

Ich verſichere meinen Herrn, daß ich hiebevor phrases auß dem Cicerone, auß dem Livio, auß dem Curtio, auß dem Tacito, auß den andern Scriptoribus aevi Augustaei, ja auch auß dem Lipsio, Baudio, Heinsio, Barclajo colligirt habe, davon ich den Kindern in der Schul ein volumen hätte mittheilen können, deſſen ſie ſich ſo wohl in ihren exercitijs als unſers Ehrwürdigen Vaters Ambrosij Calepini**) hätte gebrauchen können, dann ich hatte das Werck auff eine ſonderliche Art disponiret. Es kam aber ein böſer Bub, welcher mich mit ſehr höfflichen geſchmierten

---

dieſe Ehre bei ſeiner Promotion in Roſtock genoſſen. (Lehrr. Schr. I, 239.)

*) Sp. Ausg.: mangelt.

**) Ambrosius Calepinus († 1510) war der Verfaſſer eines vielbenutzten lateiniſchen Wörterbuches. Lipsius etc. ſind Neulateiner.

Worten bate, ich ſolle ihm doch dieſes manuscriptum leyhen, er wolle es abſchreiben laſſen. Ehe ich es mich verſahe, gieng er heimlich durch, betroge andere Leut umbs Geld, und mich umb dieſen meinen Schulſack, welcher mir lieber ware als Geld. Ich ſchluge die Hände über den Kopff zuſammen und dachte, ich ſeye ein rechter Hiob. Ich meynte weil dieſe Phrases weg ſeyn, ſo ſeye alles weg. Allein, mein Herr ſage mir, wenn ich ſchon dieſes Phrases-Werck annoch hätte, was wäre einem Prediger damit gedienet, wann er auff die Cantzel ſteigen und den Jacobiten zu Hamburg predigen ſoll?*) Wann ich ſo manchen legem auß dem corpore Juris gelernet hätte, ſo manche phrasin ich auß dem Cicerone und andern Lateiniſchen Oratorn und Historicis notirt habe, ich wolte zweymahl ein Doctor oder Licentiatus Juris worden ſeyn. Allein, wann ich all dieſes phrases-Werck meiner Magd geben**), und ſie auff den Hopffenmarckt zu Hamburg ſchicken wolte, es würde kein altes Weib ſeyn, das ihr einen Apffel oder Birn dafür geben würden***), wann aber ihr Pastor in Teutſcher Sprach eine bewegliche Predigt thut, alsdann laſſen ihm die alte Weiber einen guten Morgen zu entbieten, wenn die Magd etwas bey ihnen kauffen will, dann Teutſch verſtehen ſie, und iſt ihnen mit dem Latein nichts gedienet: Seneca ſagt: Rectum iter, quod sero cognovi, lassus errandi alijs monstro. Wenn ich meine verlohrne Zeit wieder herbey bringen, und noch einmahl Professor Eloquentiae auff einer Univerſität werden könte, ſo wolte ich mich bemühen, daß die Jugend in der Wohlredenheit angeführet würde, in ihrer Mutter-Sprache. Dann in ihrer Mutter-Sprache könten ſie leichter zur perfection gebracht werden als in einer frembden Sprache. Cicero hätte lange reden müſſen wann er zu der perfection hätte kommen ſollen in der Grichiſchē Sprache, zu welcher er in der Lateiniſchen als in ſeiner

*) Einl. S. 11.
**) 1719: gebe.
***) Sp. Ausg.: würde.

Mutterſprache kam. Es waren damals wenig Rathsherrn zu Rom, welche die Griechiſche Sprache verſtunden. Da ſtahl nun Cicero viel Dings auß dem Demosthene und andern Grichiſchen Oratorn und Poeten, und ſahe, daß er die elegantias der Griechen employren könne in ſeiner Mutter-Sprache. Warumb thun wir Teutſchen heutiges Tages nicht dergleichen? Wann ein Cavallier oder ein Cantzler wird als ein Legat zu dem Römiſchen Kayſer oder den Churfürſten und Ständen des Reichs geſchicket, ſo muß er ſeinen Vortrag thun, nicht in Lateiniſcher, ſondern in Teutſcher Sprache. Wann der vornehmſte Juriſt etwas zu Speyer vorbringen will, muß ers thun in Teutſcher Sprache.*) Wann Prälaten, Ritter und Stände eines gantzen Fürſtenthumbs auff einen Landtag zuſammen kommen, muß alle Nothdurft überleget werden in Teutſcher Sprache. Der Fürſtl. Darmbſtätiſche Cantzler Herr Anton Wolff von Todenwart, war ein rechter Teutſcher Cicero. Er machte ſich durch ſeine Teutſche Eloquentz admirabel, bey Käyſer, Königen, Chur- und Fürſten. Man ſagt da er einmahls nach Dreßden ſey kommen, und habe im Nahmen ſeines Fürſten und Herrn Werbung gethan umb das älteſte Churfürſtliche Fräulen, da habe er ſo gewaltig in Teutſcher Sprache peroriret und erzählet, wie das Churfürſtl. Hauß Sachſen und das Fürſtl. Hauß Heſſen vielfältig miteinander verbunden ſeyn, und habe ſeinen Vortrag gethan mit ſolchen Mayeſtätiſchen und beweglichen Worten, daß dem alten hochlöblichen Churfürſten von Sachſen die Thränen in den Augen geſtanden, und habe zu dem von Seebotten-Dorff geſaget: Wann ich nicht Willens geweſen wäre, dieſem Herrn meine Tochter zu geben, ſo hätte mich dieſer Mann durch ſeine Rede darzu bewogē. Ich bekenne daß ich einen ſolchen Teutſchen Oratorem, noch nie gehört habe. Als ich noch ein junger Student war, kam ich auß Holland, und ſuchte Occaſion, ihm auff dem Fürſtl. Schloß zu Marpurg auffzuwarten. Vielleicht hat ihm damahls der Kopff nicht recht

*) Speier war von 1513—1690 Sitz des Reichskammergerichts.

gestanden. Er thät mir einen kahlen Possen und trilte mich wie einen Tantz-Bäer. Mich dauchte seine Zunge sey nicht eine*) Peitsche, sondern ein Scorpion. Als ich wiederumb auß dem Schloß gieng, spatzierte ich nach der Rennbahn**) zu, über den Dammelsberg und fieng für Zorn an zu weinen, und dachte bey mir selbst: Bistu ein Adler und kanst über die Cedern-Bäum fliehen***), so will ich einmahl ein Scarabaeus werden, und will dir die Eyer zerbrechen, wenn du sie auch dem Jovi in den Schoß geleget hättest. Allein ich dorffte mich nicht viel mercken lassen, daß der Herr Cantzler bey mir in Ungnaden war. Es gieng mir eben wie jenes Goldschmieds Jungen, welchem sein Herr ein paar Ohrfeigen gab, da sagte der Jung zu der Magd: Ja mein Herr thäte mir heute morgen den Possen, und gab mir Ohrfeigen. Allein ich habe ihm Pravade†) gnung dargegen gethan. Die Magd sagte: Was thätstu denn? Der Jung antwortete: Ich schlug ihm eine Schnelle nach der andern. Die Magd sagte, sahe es denn unser Herr? Der Jung antwortete nein. Wann er es hätte gesehen er wäre toll und rasend worden. Wann ich schlagen††) wolte, steckte ich immer die Hand in den Sack. Fast eben also gieng es mir, mit dem Herrn Cantzler Wolffen. Im Sinne wechselte ich offtmahls Kugeln mit ihm. Allein es schiene, daß es ihn selbst gereuet hatte, daß er mich etwas zu hart und zu rau tractirt hatte. Acht Tage hernach liesse er mich wieder zu sich fordern, empfing mich mit grosser Höfflichkeit und fieng an so mayestätisch zu peroriren, daß er mir gleichsam das Hertz stahl. Ich hörte ihm zu mit höchster Verwunderung. Ich verliebte mich also in ihn, daß ich dachte, wann ich Römischer Kayser wäre, ich wolte ihn alsobald in den Grafen-Stand setzen. Allein das muß ich darneben gestehen, daß ich etzliche Concepten gesehen habe, welche er

*) 1719: wie eine.
**) 1719: Reitbahn.
***) Sp. Ausg.: fliegen.
†) **Faire bravade** à 'quelqu'un, jemand Trotz bieten.
††) 1719: die Schnelle schlagen.

in Lateinischer Sprach auffgesetzt hatte, darin allbere Grammaticalische Thosen waren. Wann er sich bey dem General Heinsio angegeben hätte, und hätte ein*) Charse**) begehrt, er hätte ihn nicht für einen Corporal angenommen. Aber in teutscher Sprach war er der andere Cicero, und in 100. Jahren hat Hessenland einen solchen teutschen Oratorem nicht gehabt, als er war.

Die Politici an grosser Herren Höfen haben ihre Postillen bey den Cantzeleyen, das ist, sie haben ihre gewisse Formular, deren sie sich gebrauchen, wie die Prediger im Fall der Noth unterweilens der Postillen brauchen, und darauß das Evangelium erklären. Da haben sie allerhand alte Concepten ihrer Vorfahren, wie einer reden soll, wann er als ein Legat an den Käyser geschickt werde, wie ein Fürst den andern zu Gevattern bitten soll, wie man umb ein Fürstl. Fräulein werben solle? Wie man einen frembden Gesandten empfangen solle? Wie ein Fürst dem andern ein glückseeliges Neues Jahr wünschen solle ꝛc. Das ist offtmals die gantze Weißheit, damit grosse Politici sich admirabel machen, wann sie als Legaten von grossen Herren verschickt werde. Allein es kombt offtmals, daß einem solchen Formularisten und Politischen Postill-Reiter, der Compaß verruckt wird, so stehet er alsdann wie Butter an der Sonnen. Ich habe hiebevor bald mercken können, ob ein Abgesandter auß der Politischen Postill rede, oder ob er selbst auff seine Politische Predigt meditirt habe. Als Philipps der Großmühtige, Landgraf zu Hessen, den Hertzogen von Würtenberg***) wieder in sein Land gesetzt hatte, welches er etzliche Jahr lang mit dem Rücken hatte ansehen müssen, da hatte er versprochen, er wolle zu mehrerer Bezeugung guter Affection und auffrichtiger Freundschafft, dem Hertzogen eine Summa Geldes vorschiessen und lehnen†), damit er seinen

*) Sp. Ausg.: eine.
**) 1719: Charge.
***) Herzog Ulrich († 1550). 1719: Hertzog.
†) 1677, 1719: leyhen; 1684: leihen.

Estat wieder formiren könne. Der Hertzog von Würtenberg hatte seinen ehrlichen Beuterich ins*) Hessenland geschicket, daß er den großmüthigen Landgraf Philipsen an seine Zusag erinnere. Beuterich als ein durchtriebener und erfahrner Politicus, hatte wol gewust, was das sey, wann man vom grossen Herren Geld entlehnen wolle. Wenn man sie umb eine Tochter ansprechen will, so wird noch wol ein Abgesandter kranck oder halb todt gesoffen. Allein wenn man Geld begehret, so siehet gemeiniglich Herr und Knecht sauer auß. Als nun der sinnreiche Beuterich sich auff eine weitläufftige Oration gefast gemachet, ist der grosse Hessische Held, welcher allezeit mehr von Wercken als Worten gehalten, ihm ins Wort gefallen und hatte gesagt: Nun! Nun! Meinen Dienst und Gruß zuvor, insonders günstiger lieber Herr und werther Freund. Was mehr? Beuterich hatte alsbald eine Resolution gefast, seinen Schulsack auf seit zu werffen, und hatte mit kurtzen Worten gesagt: Gnädiger Fürst und Herr, Wir hätten gerne Geld. Wie viel, hatte der Fürst gesagt? Hundert tausend Gülden. Es ist zu viel. Ich will Euch die Helffte geben. Beuterich hatte mit einer tieffen Reverentz geantwortet: Mein gnädiger Fürst und Herr, wird es mit grossem Danck annehmen und erkennen. Damit war die gantze Sach klar gewesen.

Ich kenne einen vornehmen Cavallier, der war im Nahmen einer Armee in Holland geschickt worden, zu sollicitiren umb Pulver, daran die Armee grossen Mangel gehabt hatte. Als ihm nun mit vielen Complementen und grosser Auffwartung bey der Taffel war begegnet worden, da hatte er gesagt: Meine Herren, etwas weniger Ehr und mehr Pulver. Und mit diesen wenigen Worten, hatte er mehr außgerichtet, als wenn er die gantze Politische Postill auß seines Herrn Archiv bey sich gehabt hätte. Ich wolte von den Politischen Postill-Reutern einen gantzen Tractat schreiben. Ast placet mihi interdum tacendo philosophari. Ich kam einsmals in eine grosse Stadt, da ich zu Gaste

*) 1684: in.

gebeten wurde von etzlichen Fürſtlichen und Gräfflichen Legaten. Nach der Mahlzeit kam der Hospes, ein vornehmer ehrlicher Mann, fing eine Geſundheit an, machte einen Hauffen Titul und Complementen, welche faſt eine viertel Stund währeten, und das gantze Werck lieff dahinauß, er wolle auff Fürſt N. Geſundheit trincken. Der Legat antwortete mit kurtzen Worten, und ſagte zu mir in geheim: Ich wolte lieber vor dem Römiſchen Käyſer peroriren, als auff ſolche weitläufftige unnöhtige Parol-Schnitzerey antworten. Dieſes Wort gefiel mir ſo wol, daß ich nicht einen Ducaten darfür genommen hätte, dann ich dachte*) zuvor, ich ſeye allein der jenige, der an ſolchen Politiſchen Poſtill-Reutern und Formulariſten einen Eckel habe.

Ich erinnere mich, daß einsmahls ein Landtag in einem Fürſtenthumb gehalten wurde, und nach geſchehenem Schluß, invitirte der Lands-Fürſt die Stände zur Tafel. Nach dem faſt auff deß gantzen Römiſchen Reichs, auff deß Käyſers und aller vornehmen Chur- und Fürſten Geſundheit getruncken war, fing der löbliche Fürſt einen Trunck an, auff der ſämptlichen Lands-Stände Geſundheit, und ſagte dabey: Salus populi suprema lex esto. Da ſtunde ein Lateiniſcher Burgermeiſter, welcher mehr geſoffen als gefreſſen hatte, auff, machte eine tieffe Reverentz und ſagte: Inquit Cicero. Gnädiger Fürſt und Herr. Allein Cicero mochte ſagen was er wolt, ſo muſt der Lateiniſche Burgermeiſter ſo wohl Beſcheid thun, als der**) Teutſche Bürgermeiſter, welche niemahls gehöret hatten von der Regul Nominativus praecedit.***) Ich kunte mich aber nicht gnungſam verwundern, wie ein groſſer Becher voll Wein könte einen Unterſcheid machen, zwiſchen einem Lateiniſchen und Teutſchen Bürgermeiſter. Wann ich wiederumb Professor Eloquentiae auff einer Univerſität werden ſolte, ſo wolte ich das Lateiniſche Phrases-Werck zurück ſetzen, und wolte die Jugend

*) 1677, 1719: mich dauchte; 1684: daucht.

**) 1684: die.

***) Anfang einer Regel in Melanchthons lateiniſcher Grammatik.

üben in Teutſcher Sprache, in Eloquentia sacrâ & prophanâ. Ich wolte ein Exercitium Oratorium anordnen, wie hiebevor Lansius*) zu Tübingen im Ritter-Collegio gethan hat, und wolte darinn tractiren allerley Materien, die in Republicâ fürkommen; als wie etwa ein Legat reden könne, der einem Fürſten im Nahmen ſeines Herrn einen Krieg ankündigen ſolte? Wie ein Feld-Marſchall ſeine Soldaten zum Streit animiren wolle? Mit was vor Reden er eine Rebellion ſo unter der Armee entſtanden, wieder ſtillen ſolle? Ich wolte unterweilens ein Concilium Ecclesiasticum anſtellen, da einer ſolte Biſchoff ſeyn, der andere ein Ketzer, die übrigen Assessores und Judices, da ſolte ein jeder ſein votum geben, und es nicht machen, wie in jener groſſen Stadt, darin eine Respublica planè Democratica iſt, und meiſtentheils Handwercks-Leute in den Rath genommen werden. An demſelbigen Ort iſt ein Küfer oder Faßbinder geweſen, ein Mann von groſſer Statur, welcher einen guten Verſtand von Natur gehabt, allzeit ſehr vernünfftig votirt hat, und iſt der lange Küfer genannt worden. Einsmals hat ſichs zugetragen, daß ein Rathsherr in derſelben Stadt, deß Abends all zu ſpät geſoffen hatte. Als er nun deß Morgens auff die Rathſtube kommen war, war er entſchlaffen. Sein nächſter Collega hatte ihn mit dem Arm geſtoſſen biß er auffgewachet, und hatte ihn ermahnet, daß das Votiren an ihm ſey, da hatte der gute Mann geſagt: Ich halte es mit dem langen Küfer. Allein der lange Küfer war eben nicht zugegen geweſen. Ich wolte ihnen zeigen, wie ſie durch ſonderliche Compendia von einem und andern themate argumenta pro & contra in Teutſcher Sprach erfinden ſolten. Da ſolte der eine ſeyn ein Legat an die Römer, und bitten daß ſie die Cavallier, welche Hannibal in der Schlacht bey Cannas gefangen, rantzioniren wollen. Der andere ſolte es dem gantzen Rath zu Rom widerrathen, weil ſie nicht als ehrliche Cavallier gefochten haben ꝛc.

*) † 1657 zu Tübingen als Profeſſor der Jurisprudenz.

Ich habe hiebevor vermittels eines ſonderlichen methodi als ich noch Professor Eloquentiae war, meine Auditores zur Wolredenheit in der Lateiniſchen Sprach angeführet, und ihnen gezeiget, wie ſie copiam verborum & rerum ſich leichtlich ſamblen, und eine Rede mit zierlichen Worten, faſt auff unzählige Arten verändern können. Ich weiß, daß alle die ſo meiner information ſich hierin bedienet, wohl dabey gefahren ſind. Es iſt, wie ich berichtet werde, dieſes compendium*) nunmehr in der berühmten Fürſtlichen Schul zu Gotha, durch Herrn Daniel Richtern, Fürſtlichen Gothiſchen Rath und Amptsverweſern, dem ich dieſe und noch andere Handgriffe gezeiget, eingeführet worden.**) Ich habe dieſem Werck nachgehends weiter nachgedacht, wie daß man gleicher weiſe auch in der Teutſchen Sprach den Vortheil gebrauchen könne. Alle Reden die nur vorkommen, werden gebracht unter einen der 9. Locorum Raymundi Lullij***), die er ſonſt zu den rebus gebrauchet hat, und werden genannt, Bonitas, Magnitudo, Duratio, Potestas, Sapientia, Appetitus, Virtus, Veritas, Gloria. Unter einem jeden Loco ſind Substantiva, Adjectiva, Verba und Adverbia. Nach vielen Meditationen dünckt mich, ich wiſſe einen ſonderlichen Griff, den man in Eloquentiâ Germanicâ brauchen könne. Ich möchte wünſchen, daß wohlgemeldter Herr Richter ſich darüber machte, als welcher meinen mentem hierin vollkömmlich aſſequiret, und fertigte ſolches dem publico commodo zu Nutz in Teutſcher Sprach auß. Solche Dinge zu practiciren, läſt nunmehr meine Gelegenheit nicht wol zu. Es gehet mir aber wie den alten Kutſchern, welche, wenn ſie nicht mehr fahren können, ſo hören ſie doch gern daß andere Kutſcher mit ihren Peitſchen ſich luſtig machen.†)

*) Sch. meint damit wohl die von ihm herausgegebenen Promi Condi, Sammlungen lateiniſcher Wörter und Phraſen unter den nachſtehends aufgezählten loci Lulliani. (Einl. S. 9.)

**) Einl. S. 19.

***) Raymundus Lullius, von Majorca gebürtig, lebte um 1300. Er ſchrieb u. a. libri rhetoricorum, die nach 1609 neu gedruckt wurden. Ganz ähnlich ſpricht hiervon Richter, l. l. S. 16 f.

†) Consecr. Avell. S. 23.

Virgilius iſt ein Mann geweſen, wie mein Herr Daphnis. Ein Mann der gute naturalia, gute influentz gehabt, und die Welt gekant hat. Er hat unterweilens auß dem Homero, auß andern Grichiſchen Poeten und Oratorn etwas genommen, und es in ſeiner Mutterſprach zierlich anbracht. In deß Virgilij libris Aeneid. ſteckt eine vollkommliche Politic. Wann Virgilius in Grichiſcher Sprach geſchrieben hätte, wäre er nicht höher aestimirt wordē, als jener armer*) Poet, welcher Käyſer Augusto ein griechiſch Carmen offerirte, da ſahe der Käyſer wol, daß es albere Poſſen ſeyen, machte demnach alsbald wieder ein Carmen und offerirte es dem Poeten zur Danckſagung. Aber da Virgilius ſein groſſes ingenium, ſeinē hohen Esprit in ſeiner Mutterſprach herfür thäte, da ſchrieb er ſolche Ding, welche ſo viel hundert Jahr lang, von gelehrten Leuten, mit Luſt und Anmuth ſind geleſen worden. Mein Herr Daphnis thut wohl dran, daß er unterweilens ein ſtattlich ingenium, welches ſich in der Teutſchen Poesi mit ſinnreichen inventionen herfür thut, regalirt, und ihm auß**) Käyſerl. Vollmacht einen Lorbeerkrantz auffſetzt, wann er ſchon den Syntax nicht allerdings verſtehet, und das mascula, sunt, Panis, penis, crinis, cinis, ignis, nicht***) viel bekümmert.†) Wie mancher tapfferer ſinnreicher Poet iſt innerhalb 2. oder 300. Jahren in Italien und Franckreich geweſen, welcher die Lateiniſche Sprach nicht verſtanden hat? Homerus, Pindarus, und andere ſinnreiche griechiſche Poeten, haben nicht mehr gewuſt als ihre††) Mutterſprach.

Mein Herr Daphnis ſchaffe uns teutſche Virgilios, und ſehe doch daß den gemeinen Reimen-Reiſern geſteuret werde, welche bey Hochzeiten und Leich-Begängnüſſen Vers umbs Geld machē, darin weder Saltz noch Schmaltz iſt, und wollen gleichwol für Poeten gehalten ſeyn. Ich gehe unterweilens

*) Sp. Ausg.: arme.
**) 1719: auff.
***) Sp. Ausg.: ihn nicht.
†) Einl. S. 18.
††) Sp. Ausg.: die Mutterſpr.

zur Leich, wann ich*) nun vor dieſem nach Hauß kame und müd war, zohe ich die teutſche Vers auß dem Sack und gedachte: Wer iſt der uns dieſes Liedlein ſang? Es war der alte Herman, das Podagra ihn plaget, ja plaget.**) Wenn ich ſolche Ding unterweilens leſe, fällt es mir in die Beine, daß ich ſorge, ich bekomm noch einmahl das Podagra davon. Wann etwa ein Schneider ſtirbt, und ſeine Wittib ſchickt einem ſolchē Poeten ein paar Rthal. ſo macht er alsbald ein Teutſch Carmen in fol. und klagt dē Todt an als einen Tyrannen, und macht ihn auß wie einē Beutel-ſchneider, daß er dieſes edlē Schneider-Chriſts***) mit ſeiner Senſen nicht verſchonet hab†), ſondern hab ihn auß dem Land der Lebendigen geriſſen, da noch Hofnung vor ihn geweſen ſey, daß er ein Mann werde werdē, wie Cavallier Güldenſcheer ꝛc. Wiſſen dieſe ungeſaltzte Poetē nicht, was Moſes ſagt: HErr du läſſeſt die Menſchē ſterben und ſprichſt kompt wieder ihr Menſchen Kinder. Wann ein Schuſter oder Schneider Hochzeit hält, und ſchickt einem ſolchen Poeten einen Ducaten, ſo macht er der künftigen Schneiderin ein Hochzeit-Lied, und vergleicht ſie bald der Helenä, bald muß ſie ſo keuſch ſeyn wie die Penelope, bald ſo kunſtreich und arbeitſam, wie die Diana. Die Pfeiffer, die Geiger und Spielleut, nehmen nicht vorlieb mit einem Ducaten, wann ſie bey dem Braut-Tantz ſpielen ſollē. Aber der abgeſchmackte Poet und Versmacher nimbt damit verlieb, und ſagt ſeinem groſſen Mecaenati noch groſſen Danck, faſt mit den Complementen deß Horatij, welcher ſagte: Mecaenas, atavis edite Regibus. Der Zeitung-Schreiber auß dem Parnaß berichtet††), daß Mecaenas Apollini habe vorbracht, daß, wie bekandt er mit ſeiner Freygebigkeit, indem

*) Fehlt in 1719.

**) Eine Anſpielung auf den Dichter Nicolaus Hermann († 1561), der ſeinen geiſtlichen Liedern gern die Form des Volksliedes gab (Gervinus III, 30 ff.).

***) Sp. Ausg.: Schneider-Geiſts.

†) Fehlt in den ſp. Ausg.

††) Die Erzählung von Mäcenas iſt aus Bocc. I, 35.

er all ſeine Haab und Gut auff gelährte Leute ſpendirt, die praerogativ erlanget, und zu wege bracht habe, daß die jenige ſo dergleichen Gutthätigkeit gegen die Gelährte verübten, Mecaenates genennet würden. Es thue ihm aber ſchmertzlich wehe, daß nunmehr ſein Nahme von etlichen hungerigen Baccalaureis, die mit ihrer Wiſſenſchafft nicht eine Katze auß dem Ofen zu locken wüſten, ohne eintzige Erwegung ſo ſchändlicher Weiſe mißbrauchet, und umb einer kahlen Verehrung willen einem andern zugeeygnet würde. Apollo habe dieſes Anbringen zu Gemüthe gezogen, und damit dieſer glorwürdigſte Nahme bey Ehren bleiben möchte, habe er verboten, ſelben niemand ins künfftige bey hoher Straffe zu gebē, es habe denn derſelbe ihn mit allem, was zu deß Menſchen Auffenthalt erfordert wird, reichlich begabet. Ich bekam einsmals ein Carmen zu leſen, welches Herr Johann von N. gemacht hatte. Ich laſe es bey der Mahlzeit, und hatte die vorige Nacht geſchrieben und gearbeitet biß deß Morgens umb 2. Uhr. Als ich nun nach der Mahlzeit dieſes carmen geleſen hatte, und noch beym Tiſch auf meinem Stuel ſaß, da gerieth ich in einen tieffen Schlaff, und im Schlaff dauchte mich als ob meine Animula blandula, nudula, vagula, hospes comesque corporis*) wandelte durch viel Oerter der Welt. Endlich dauchte mich ich käm in den Parnassum. So bald mich Apollo ſahe, lieff er mir entgegē und empfieng mich. Ich küſte ihm die Hand, und fragte, ob ihre Hochheit und alle Musae und Gratiae im Parnasso ſich wol befündē. Apollo antwortete mir mit groſſer Höfflichkeit. Ich fragte ihn endlich wie doch das zugangen ſey, daß Herr Johann von N. mit einem Lorbeer-Krantz gezieret, und unter die Zahl der Poeten geſetzt ſey? Apollo erſchrack, und ſagte: Mein Freund, ich will dir die rechte Wahrheit bekennen. Johann von N. iſt zu dem Lorbeer-Krantz kommen, wie jener zu der papiſtiſchen Religion. Es iſt beym Trunck geſchehen. Die Musae und

*) Nach Spartianus, vita Hadriani, ſtammt dieſe Bezeichnung der Seele vom Kaiſer Hadrian.

Charites hatten mich zu Gaſt gebeten, und Bacchus kam zu uns als wir uns eben zu der Taffel geſetzt hatten, und brachte ein Fäßlein mit extraordinari guten Hochheimer Wein, welches er der Compagni verehrte. Einsmals gieng ich ad marginem, da Herr Johan mir auffwartete, und bey der Latrine machte ich ihn im Rauſch zu einem Poeten, welches mir nun von Hertzen leyd iſt. Und ich bitte dich, bleib doch bey mir, und eſſe mit mir zu Nacht. Ich lieſſe mich überreden. Und als die Tafel gedeckt war, nahm ich einen höltzernen Teller, ſteckte ein Meſſer drein, legte ein wenig Saltz drauff, und einen halben Reichsthl. dabey, und bate dz Ihre Hoheit Herr Apollo auch wolle etwz dabey legen, und es im gantzen Parnasso laſſen herumb gehen, wie ſolche Teller auff den*) Bauren Hochzeiten herumb gehen, wann man den Pfeiffern und Spielleuten etwas contribuiren ſoll, und wolle doch allen Musis und Gratiis ſagen laſſen, daß ſie Herrn Johann etwas contribuiren, ſo ſoll ihm Mercurius ein paar Tonnen Bier zu Hamburg kauffen, mit Bitt er ſolle doch das Vers machen unterwegen laſſen, und ſolle ſich hinter ſeine warmen Ofen ſetzen, ihm etwas zu gut thun, ein warm Bier machen laſſen, und darauf dencke, wie er ſeinen Bauern den Kinder-Catechismum Lutheri recht erklären wolle. Dann wann er den Catechismum**) nicht beſſer verſtehe, und nicht beſſer beten könne als Vers machen, ſo werde er ſchwerlich in den Himmel kommen. Und mich dauchte Apollo habe mir befohlen, ich ſolle Herrn Daphnis erinnern, daß er ſolche ungeſchliffene Lemmel auffmuntere, daß ſie entweder das Vers machen beſſer lernen, oder ſich keine Poeten ſchelten laſſen. Apollo meynte es ſey gut, wann Herr Daphnis ſolchen Lemmeln ihre ineptias vor Augen ſtellen, und einen Poetam ineptum beſchreiben wolte, wie hiebevor der Orator ineptus ſey beſchrieben worden im Avellin zu Marpurg***).

*) Sp. Ausg.: der.
**) Sp. Ausg.: ihn.
***) Der Orator ineptus iſt eine von Schupp in Marburg verfaßte Schrift, die ſich ſowohl in deſſen lateiniſchen wie

Oft macht ein teutscher Reimenreisser ein solches ärgerliches schändliches Gedicht, daß es eine schand zu lesen ist. Augustus ist ein Heyd gewesen, er hat aber den sinnreichen und wolgelährtē Bösewicht Ovidiū, umb garstiger unzüchtiger Lieder willē, auß seinem Vaterland der Stadt Rom gejagt, und ihn in die kalte Nordländer bannisirt, und darin sterben lassen. Wiewol Ovidius manchen schönen Brief an seine gute Freunde nach Rom geschrieben, wie*) aus dē**) libr. Tristiū zu sehen ist, darin er aufs allerbeweglichste beklagt, was ihm das vor eine grosse Qual sey, daß er ausserhalb Rom leben, und sein Weib nicht mehr sehen solle, so hat er doch keine Gnad bey dem Käyser erlangen können. Käyser Augustus wird am Jüngsten Tag aufftreten, und einen solchen Potentaten schamroth machen, der einen solchen ärgerlichen Versmacher in seinem Land gelitten hat. Ich bin ein Liebhaber der Lieder, der Music und der Poeterey, und kan auch wol Schertz verstehen. Allein Schertz muß mit Saltz der Weißheit gewürtzt werden, sonst wird eine Scurrilität, ein Lotterbüberey drauß. Es ist nichts so gut, das nicht von etzlichen Leuten mißbraucht wird. Die Poeterey und die Music sind zwey Ding, welche ein edel ingenium gewaltig***) zieren. Allein die heutige deutsche Reimenreisser, in welchen sich Hans Sachsen Schusters Geist regt und bewegt, welche Reimenreisser†) ums Geld, gleich wie die Sackpfeiffer und Littauische Bärenleiter zu Dantzig, welche einem jeden, der ihnen ein paar Dreypölcher und ein Stoff-Bier††) gibt, eines auff ihrer Dudey pfeiffen und lassen den

---

deutschen Schriften findet; in den lehrr. Schr. steht sie I, 848 ff. unter dem Titel: Der ungeschickte Redner. Näheres Beitr. S. 30. — Über das Avellinum Einl. S. 9.

*) 1719: wie es.

**) Sp. Ausg.: dem.

***) Sp. Ausg.: trefflich.

†) Sp. Ausg.: Reimen reissen.

††) Dreypölcher und Stoff-Bier. Polcher oder Pölcher bedeutet eine polnische Kupfermünze; Dreypölcher hat also etwa denselben Sinn wie das süddeutsche „Dreibätzner". Stoff-Bier weist auf das mittelhochdeutsche stouf = Becher hin, dem englisch

Bären einmal dazu dantzen, solche ungesaltzte ungeschmaltzte Witzdölpel, sag ich, wissen offtmals viel was ein Poet sey, oder was für ein Unterscheid zwischen einem Poeten und Reimenreisser sey. Scaliger sagt: Poetam opertet scire omnia, & qui scit omnia, nondum Poeta est. Solche deutsche Versschmierer und Papier Verderber, können offt nicht einen Hund auff Lateinisch auß einem Ofen jagen, und gleichwol lassen sie sich Poeten nennen. Ich dencke jetzo an jenē alten Fiddeler Herrn Johann*), welcher einsmals außgangen Esel im Parnasso zu suchen, und ist nescio quo Musarum joco & ludibrio unter die gekrönte Poeten gerathen. Es wurde mir damals gesagt, daß die vornehmste Proceres im Parnasso, sich höchlich darüber verwundert haben, als sie gesehen, daß Herr Johann, der so offt mit seiner Geigen Geld verdient, nun auch einen Lorbeer-Crantz trage, und habē hestig gelacht und geruffen, was macht Herr Johann mit seiner Geigen unter den Poeten. Nachdem nun ein grosses Lachen im Parnasso entstanden, und kaum wieder gestillt worden sey, hab Apollo also zu reden angefangen: Ich erinnere mich, daß einsmals ein vornehmer Obrister unter der Venetianischen Armee gestorben, da kam sein Trompeter nach Venedig, und hielt bey der Königlichen Signori an, daß sie ihm dieses Regiment anvertrauen, und ihn zu einem Obristen machen wolten. Die Signori zu Venedig antwortete, das seye ein ungereimbtes Werck, daß ein Trompeter ein Obrister werden solle. Der Trompeter

---

stoop (ein Maß von 2 Quart) und das mitteldeutsche „Stübchen" verwandt sind; es ist also = ein Maß Bier. (Vgl. Andresen Volksetymologie, S. 221.)

*) Joachim steht von hier ab stets für Johann in den sp. Ausg. Mir scheint Johann das richtigere zu sein, denn Sch. setzt doch die vorher begonnene satirische Erzählung fort von einem, den Apollo im Rausche zum Dichter gekrönt habe; der, meint er, könne ja nun womöglich auch noch Pfalzgraf werden. Das Ganze zielt wohl auf Rists Elbschwanenorden, wenigstens wird in der Hauptquelle für dessen Geschichte, in Candorins (Konrad von Hövelen) Zimber-Swan, ausdrücklich bemerkt, daß auch tüchtige Musiker in diesem Orden Aufnahme finden sollten.

antwortete, es gehe so viel ungereimbtes Dings in Venedig und in gantz Italien für, daß dieses wol inter coeteros errores mit durch paßiren könte. Fürwar sagt Apollo, wann ich den gantzen globum terrestrem, das hemisphaerium superius & inferius betrachte, und durch den tubum Gallilaei à Gallbaeis*) gucke, so sehe ich, daß sich hin und wieder so viel possirliche Ding zutragen, daß ich sorge der Teuffel möge**) einmal ein Spiel machen, daß dieser alte Fiddeler***) Herr Johann am Käys. Hoff recommendirt und gar ein Comes Calepinus†) würde, dann ihr wisset, daß er sich nicht allein mit seinen Versen, sondern auch mit seiner Geigen hab hören lassen. Ein Cavallier, der den Degen so wohl als die Feder führen kan, wird höher ästimirt, als einer der nur allein den blossen Degen brauchen kan. Da könt nun leicht einer kommen, der Herr Johanns Meriten herauß strieche,††) was er dem Parnasso für Dienste geleistet, wie er sey ad utrumque paratus, ein Mann von sonderlichen Qualitäten, beschlagen in aller Weißheit der Chaldäer und Aegyptier, er könne Vers machen und geigen: und Herr Johann geriete also eodem fatorum ludibrio unter die Pfaltzgrafen, wie er unter die gekrönte Poeten gerathen ist, was würden wir hernach mit dem alten Fiddeler zu thun haben? Wann wir einmal im Parnasso wolten lustig seyn, schickten zu ihm, und liessen Herrn Johann bitte, er solle herkommen, und solle einmal eines geigen, so würde er sich mit seiner Fiddel so theuer machen, und würde es für eine grosse Injurien halten, wann wir ihm nicht also sagen liessen, ob es Pfaltzgraf Johann nicht beliebig sey ein wenig zu uns zu kommen, und sich mit seiner Viol lustig zu machen? Itzo spielt er noch für einen Trunck Wein ein Liedlein, allein hernach wann er ein Pfaltzgraf wäre, würde er sich so gemein nicht machen, wie jenes

*) 1677: Galbaeis; 1684: Galilaeis: 1719: Galtibaeis.
**) Sp. Ausg.: möchte.
***) alte Fiddeler fehlt i. d. sp. Ausg.
†) Das soll doch wohl Palatinus heißen.
††) Sp. Ausg.: streiche.

vornehmen Fürſten L. F. Hofprediger*), der an vielem Ort**) bekante Schwab, der ſich nicht allein bey ſeinem Herrn gebrauchen ließ für einen Hofprediger, ſondern auch für einen Tafeldecker, und als er einsmals die Predigt etwas zu lang gemacht hatte, und kaum den Seegen geſprochen, rieff der Fürſt im Zorn mit lauter Stimm unter allem Volck, das der Predigt hatte zugehöret: Herr Johannes, laſt decken. Drumb macht ja ihr Herren, wann wir***) an Herr Johannen einen willigen Spielmann behalten wollen†), daß er nicht unter die Pfaltzgrafen gerathe. Ich dencke jetzo an jenen Mönch, der in epistolis obscurorum virorum ſagt: In mundo mirabiliter vadit, vor Zeiten hieß es aliud est sceptrum, aliud plectrum. Allein nun iſt kein Unterſcheid mehr unter sceptrum & plectrum. Desinit esse dignitas, quae cadit in indignos. Sehet doch wie ſolche Dignitäten und Ehren-Titul ſo ſchändlich mißbraucht werden. Wann einer ein Jahr oder zehen auff Univerſitäten gefreſſen und geſoffen, und die arme Pennäl tyranniſch tractirt hat, oder hat ſeinem Vater mehr verthan, als ſeine andere Brüder und Schweſtern in der Erbſchafft bekommen können, und will endlich nach Hauß, ſo wendet er ſeines Vaters letzten ſauren Schweiß dran, nemblich das Geld, welches der Vater mit ſeiner Hand-Arbeit erworben, und kaufft einen Magister, einē Licentiaten, einē Doctor darfür, und ſolche inutilia terrae pondera, wollen hernach allenthalben oben an ſchwimmen wie jener Pferdsmiſt, der unter den Aepffeln im Waſſer ſchwamme, und ſagt hier ſchwimmen wir Aepffel. Die machen hernach keinen Unterſcheid unter ves & va, ſondern meynen, jederman müſſe ihnen ihres Tituls halben weichen, und ſie anbeten wie das güldene Kalb zu Bethel. Man ſagt, daß ein vornehmer Papiſtiſcher Prälat, wenn ein geiſtlich beneficium zu vergeben geweſen ſey, den der es habe außbitten wollen allezeit

*) Ludovicus Fidelis, Ludwig V. von Heſſen-Darmſtadt.
**) Sp. Ausg.: vielen Orten.
***) 1719: ihr.
†) 1677, 1719: wollet.

gefragt, ob er auch wisse wer Melchisedechs Vater gewesen sey, und wann er nicht sufficient darauff geantwortet, habe er ihn mit seiner Bitte abgewiesen. Einsmals habe ein guter Kärles auch bey ihm umb ein solches beneficium sollicitiret, und als der Prälat diese Frage ihm vorgeleget, habe er mit der einen Hand einen Beutel voll Geld auff den Tisch gesetzet und gesagt: Diß wär Melchisedechs Vater; mit der andern Hand habe er gleichfalls einen Beutel voll Geld auff den Tisch gesetzt, und gesagt: Das wär seine Mutter. Wenn nun Melchisedechs Vater und Mutter alles thun sollen, und man gar keinen Unterscheid inter Doctorem & Doctoratum, unter einem der sich zu einem Doctor, zu einem Licentiaten, zu einem Magister saufft, oder solche Titul erkaufft, und einem der durch Tugend, Fleiß und Geschickligkeit dazukompt, machen will, da wird endlich Tugend und Geschickligkeit selbst verachtet. Als dergleichen jüngst im Parnasso referiret wurde, sagten etliche Proceres darauff, daß Mercurius eine Reise thun werde durch Teutschland, und werde auff viel Universitäten zukommen. Darnach werde er durch Holland in Franckreich und Italien gehen, und werde sich zu Orliens und zu Padua eine Zeitlang auffhalten. Auß Italien werde er über die Alpes gehen, und etzliche gute Freund zu Basel besuchen. Indem stund einer auff, als er von Padua hörete, und schalte hefftig darauff, daß die zu Padua Geld nehmen, und die Juden zu Doctorn machten, und sagte daß jüngst ein Juden Doctor, zu einem vornehmen, an Käyserl. Königl. Chur- und Fürstl. Höfen hochberühmten Medico auff der Straſſen kommen sey, und hab mit ihm zu einem Patienten gehen wollen, da habe er den Christlichen Medicum gefragt, wenn ist der Herr Doctor worden? da hab er geantwortet Anno 24. bin ich Doctor worden zu Altorff. Da hab der Juden Doctor geantwortet, und ich bin An. 1620. Doctor worden zu Padua. Ergo mihi debetur dextra, und hab ihm zur rechten Seiten gehen wollē.*) Als dieses die Proceres im

*) Dies kann nur eine Nachahmung des Boccalini, des „*Zeitungsschreibers* aus dem Parnasso" sein, denn dessen Rela-

Parnasso hörten, lachten ſie alleſambt und baten, der Apollo wolle doch den Vulcanum hinſchicken, mit etzlichen ſtarcken Schmidknechten, daß ſie dieſen Eſel von Padua exemplariſch abſchmierten. Darauff baten die Proceres im Parnasso, Apollo wolle doch dem Mercurio befehlen, daß wenn er durch etzliche Univerſitäten reiſe, er die Herren Professores im Nahmen deß gantzen Parnassi freundlich salutire, und ſie bitte, daß ſie in dieſer Sach ein wenig behutſamer gehen. Alsbald winckte Apollo dem Mercurio, der ſchon zur Reiſe gantz fertig war, und redete über eine halbe Stund mit ihm in geheim, und mich dauchte, ich ſahe auß ſeinem Angeſicht, daß er etwas zornig war, er ſchüttelte etzlich mahl den Kopff als ſolt er ſagen, das Ding ſchickt ſich nicht. Mercurius küſte ihm endlich die Hand und nahm Abſchied. Indem er aber itzo gehē wolt, rieff ihm Apollo zurück, und ſagte: Ach wann ihr etzliche Comites Palatinos in Teutſchland antrefft, ſo grüſt ſie meinetwegen freundlich, und ſagt, ich laſſe ſie bitten, ſie wollen doch nicht einen jeden zu einem Notario und Poeten machen. Wann mancher ein Jahr oder zehen gelogen und die Leut betrogen hat, kompt er offt zu einem Comite Palatino, und läſt ſich zu einem Notario machen, da ſoll man dann das jenige, was der verlogene Kärles unterſchrieben hat, glauben, eben, als wann es der Apoſtel Paulus geſchrieben hätte, da man zuvor einem Juden mehr geglaubt hätte, als ihm, ſo ſoll man ihm hernach ſeines Ampts halbē glauben. Warumb aber? er iſt eine Creatur eines Comitis Palatini, und meynen die Leute, weil ein Comes Palatinus, auß einem Huren-Sohne könne einen ehrlichen Mann machen, ſo könne er auch auß einem Lügner einen wahrhafftigen Mann machen. Zum andern, bittet doch die Comites Palatinos, daß ſie nicht

---

tionen, wie auch ſein politiſcher Probierſtein ſind ſchon vor 1620 verfaßt; ſie ſind bereits 1616 u. 17 in deutſcher Überſetzung erſchienen (Gervinus III, 363). — In Altdorf (Mittelfranken) beſtand von 1623—1809 eine Univerſität; da dieſe von Nürnberg aus gegründet worden war, nannte man Altdorf auch das „Nürnberger Athen".

einen jeden zum Poeten machen. Dann die Knaben in der Schul dencken offt, iſt das ein gekrönter Poet, und macht kein beſſer Lateiniſch Carmen? ſondern rumpelt offt wider die Grammatic und Poetic*), ſo bin ich gelährter als er, und dardurch werden die Buben in der Schul ſo hoffärtig, daß ſie ihren Praeceptoribus nicht mehr gehorchen wollen, ſondern meynen, ſie wiſſen eben ſo wol ein Tityre tu patula recubans sub tegimine**) fagi zu machen als der Virgilius. Wann ſie aber ja Poeten machen wollen, ſo ſollen ſie ihnen doch mit allem Fleiß aufflegen und befehlen, daß ihre Creaturen nicht einem jeden umbs Geld Vers machen, und thun wie die Schuſter, die da ſagen, haſtu Geld ſo kriegſtu Schuh. Ich erinnere mich einer Hiſtorien, ſagt Apollo, welche Philander von Sittenwald in ſeinen Satyriſchen Geſichten auffgezeichnet hat und ſagt, daß einsmahls etzliche 1000. Schneider ſeyen in die Höll kommen.***) Da hab ſich endlich der Teuffel, der eben damals Pförtner geweſen, unnütz gemacht und geſagt: ihr gottloß Volck, meynt ihr daß man ſonſt nichts mehr in der Höll zu thun hab, als daß man euch nur die Thür auffmache? Da ſind ſo viel vornehme Cavallier welche ich empfangen muß, und ehe ich michs verſehe, kompt wieder einer von euch auffgezogen. Da hab ſich ein Schneider über alle maſſen unnütz gemacht und geſagt, er habe die liebe Zeit von ſeinem Aufmachen, er wiſſe auch nicht, warumb er nicht vielmehr einen Platz im Himmel haben ſolle, als in der Hölle? Dann es ſey nicht ohn, er ſey ein Fürſtlicher Leib-Schneider geweſen, und wann er ſeinem Herrn habe einen Sammeten Rock machen ſollen, habe er ein Stück Sammet auff†) Seit geworffen. Allein er habe auch offt ein Stück Sammet genommen, und habe dem Hoffprediger ein Studier-Häublein drauß gemacht, das ſey ja ein gut Werck, was er dann

*) 1719: Poesin.

**) Sp. Ausg.: tegmine.

***) Moſcheroſch, Geſichte Phil. v. Sittewald I, 5. u. 6. Geſicht (S. 321 u. 370 der Ausg. von 1650).

†) Sp. Ausg.: auff die.

dafür haben ſolle? Dieſem Schneider, ſagt Apollo, der in die Höll kame, machte ein deutſcher gekrönter Poet ein groß Carmen, und rühmte ihn ſo ſehr, was er für ein heroiſcher frommer, Gottsfürchtiger Mann und was für ein heroiſcher Schneider-Geiſt bey ihm geweſen ſey. Summa, er macht ein ſolch Weſen, als ob kein Menſch mehr in der Welt ſey, der Nadel und Scheer gebrauchen könne, als dieſer, ſondern er thät, als ob man im Himmel Platz machen müſte, daß dieſer Schneider, der ſo viel Leut betrogen hatte, alsbald beym König David ſitzen könne. Da ſchalt er den Todt, den Menſchenfreſſer, den Tyrannen, daß er dieſen ehrlichen Mann, der ihm ſo manch paar Hoſen umbſonſt hab machen laſſen, mit ſeiner Senſen vor der Zeit hab weggenommen. Der geringſte Bernheuter an einem vornehmen Hoff kan nicht ärger von dem Hoffmeiſter geſcholten werden, wann er zornig iſt, als dieſer Poet den Todt ſchalt, daß er den ehrlichen Schneider nicht länger hab leben laſſen. Mercurius ſagte, er wolle alles gerne verrichten, was ihm Apollo befohlen, allein er bitte, Apollo, wolle den teutſchen Reim-Reiſſern das Handwerck nicht niederlegen, dann es ſey ſonſt zu beſorgen, wie ſie Schuſter und Schneider mit ihren Verſen unterweilens erheben und groß machen, alſo werden ſie alle ihre Krafft hernach employren, wider die ſämbtliche Herren im Parnasso. O ſagt Apollo, ob mich ein Schulfuchs lobe oder ſchelte, gilt mir gleich, ich halte viel von guten Poeten, die nicht auß einer jeden Lauß einen Elephanten machen, wann mich einer lobt mehr als ich werth bin, ſo verdreuſt es mich, und wann mich einer ſchilt und verläumbdet, wann ich es nicht verdient hab, ſo lache ich darüber. Oratores und Poeten, muß ich dem bono publico zu gut unterhalten und ehren. Dann wer wüſte von den tapfferſten Helden von Anfang der Welt, wenn es gelährte Leut nicht zu Papier gebracht hätten, was ſie gethan haben? Die Griechen haben wenig Thaten gethan, aber ſie ſind von gelährten Leuten prächtig beſchrieben worden. Die Römer haben groſſe Thaten gethan, und ſie ſind auch von gelahrten Leuten artig beſchrieben worden. Die Teutſche und andere Völcker gegen

Norden haben über alle massen grosse Thaten gethan, allein weil wenig Leut, ja weil niemand dieselbe recht auffgezeichnet hat, so ist es eben so viel als ob es niemals geschehen wäre.

Daphnis sagte hierauff:*) Es fället mir bey, daß Trajanus Boccalini erzählet, wie daß Apollo auch auff eine Zeit über die Musen sich beschweret habe, daß sie die edle Gabe der Poeterey von vielen ungelährten und untüchtigen Gesellen mißbrauchen liessen, welche solche ungereimbte Verse und Knüppelhardussen**) in die weite Welt außgehen liessen, nicht ohne Verkleinerung und Nachtheil dieses edlen Kleynods. Die Musen aber haben Apollini geantwortet, daß sie in Ertheilung dieser ihrer Gaben schöne Verse zu machen, allezeit ihr Absehen auff die vortreffliche Ingenia richteten, weilen genugsam bekant, daß die Gabe der Poeterey vor der Kunst und Wissenschafft selbst vorher gehen müsse, hernach wären die Jenige, so solche Gaben von den Musen empfangen hätten, vor sich selbst schuldig, mit stetigem Fleiß selbige zu excoliren. Dann als sie dem Pindaro diese Gabe mitgetheilet, sey er bey weitem der Mann noch nicht gewesen, welcher er hernach worden. Die rechte Ursache aber, daß etliche der heutigen Teutschen Poeten, wie sie sich nennen lassen, so schlechte armselige Verse machten, wäre nicht derselben Faulheit oder Müssiggang, sondern den gegenwärtigen traurigen und trübseeligen Zeiten zuzuschreiben, darinn die mildreiche und freygebige Mecoenates gantz außgestorben wären, welche vor Zeiten der Poeten einiger Trost und Nothhelffer gewesen wären. Bey der itzigen Welt würden allein die jenige Künste hoch gehalten, von denen man guten Gewinn zu gewarten, und nicht die, so zur Ergetzung und reputation gereicheten. Welche Unglückseligkeit dann verursachete, daß man heutiges Tages sich allein auff die Studia legte, welche den Bauch versorgten, hergegen aber achtete man der jenigen, so das Gemüth unter-

*) Das Folgende bis zum Schluß stammt aus Boccal. I, 27.
**) Knittelhardi, Knüttelverse (Grimm s. v. Knüttel).

weiſen, ſehr gering. Und müſten nicht wenig, denen die Gabe der Poeterey von ihnen mitgetheilet worden, wegen des Maulfutters auff andere Wiſſenſchafften, welche mehr eintrügen, ſich begeben. Und möchte ihnen das Hertz im Leibe zerberſten, daß ſie erfahren müſſen, wie unterſchiedlich-viel Poeten bey dieſer Zeit ſeyen theils auß Armuth geſtorben, theils wegen Mangel allerhand Lebens-Mittel faſt raſend worden. Ja es ſeyen Torquetus Tassus und andere Italiäniſche Poeten, welche das Kleynod und Zierde der Poeterey bey ihren Lebzeiten geweſen, von der Undanckbarkeit der heutigen Welt dergeſtalt tractiret worden, daß ſie im Parnaſſo vor jederman ohne Mäntel, ja mit zerriſſenen Hoſen auffgezogen ſeyen. Man ſagt, daß man einem armen Poeten in Franckreich vorgeworffen, wie daß er bey weitem ſo gute Verſe nicht mache, als Ronsard*). Ja hatte**) er geantwortet, wann Ronsard ſechs unerzogene kleine Kinder, eine böſe Frau, ein altes Häußlein, in welchem man ſich befürchten muß, daß es alle Stunden über ein***) hauffen falle, dabeneben die Sonne offtmahls ehe darinn, als das liebe Brod gehabt hätte, was gilts, ob er ſolche gute Verſe würde geſchrieben haben? Ich bin der Meynung, daß Virgilius ſelbſt in der Poeterey es nimmermehr ſo weit gebracht hätte, wann er nicht jederzeit von Augusto ſo reichlichen Unterhalt hätte gehabt. Daphnis wolte weiter reden, allein es wurde ihm angemeldet, daß eine Kutſche voll frembder Leute da wären die ihn beſuchen wolten. Daphnis bathe Antenorn umb Verzeyhung, daß er von ihm abgehen, und dieſe Gäſte empfangen müſte; es wäre ihm ſehr zu wider, daß ſie in dieſem ihrem†) Geſpräch itzt müſten abbrechen, und demſelben machen ein

E N D E.

*) Tasso, 1544—1595; Pierre de Ronsard, 1524—1585.
**) 1719: hätte.
***) 1684, 1719: einen.
†) 1719: ihren.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAY 1 2 2002
MAR 1 2 0 2002